

Deutsche Rundschau

für

Geographie und Statistik.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben
von

Professor Dr. Friedrich Umlauf, Wien.

XXIX. Jahrgang.

Heft 9.

Juni 1907.

Fortschritte der geographischen Forschungen und Reisen im Jahre 1906.

1. Allgemeines und Europa.

Von Dr. J. M. Füttner.

Eine der großartigsten und geheimnisvollsten Erscheinungen ist das Polarlicht. Von jeher schon trat man an dieses Phänomen mit Erklärungsversuchen heran und der Ansichten darüber gibt es daher eine Menge. Adam Paulson bespricht die neuesten Theorien der Polarlichter in Danske Vidensk. Selsk. Forhdlg. 1906. II. und gibt zum Schlusse seine Erklärung. Er nimmt als Ursache der Polarlichter die ungeheure Ionisierung und negative Elektrifizierung der obersten Schichten der Atmosphäre über der Zone maximaler Polarlichthäufigkeit an. Dieser Vorgang wiederholt sich täglich von der Grenze der Atmosphäre ausgehend der Erde zu. Leuchtet die Polarlichtmaterie in solchen Höhen, daß sie dem magnetischen Pole der Erde entgegen ist, so entsteht ein Polarlichtdunst, im anderen Falle ein strahliges Polarlicht. Treten Polarlichter in mittleren Breiten auf, dann wurde die leuchtende Materie durch den Wind in niedere Breiten getrieben.

Zur Erforschung der oberen Luftschichten zwischen den Wendekreisen hat die Yacht „Otaria“ im Atlantischen Ocean gekreuzt. Die früheren Beobachtungen, daß der obere Antipassat aus Südost oder Südwest weht (bis zum 30. Breitegrade) und weiter nordwärts sich in einen Westwind verwandelt, wurden neuerdings bestätigt. Weiter ergab sich, daß über dem Äquator im Sommer in den Luftschichten von mehr als 12.000 Meter Höhe Temperaturen bis zu -80° C herrschen. Im Winter herrschen dieselben Temperaturen in unseren Breiten in denselben Höhen.

Das Zeitalter der Entdeckungen bewahrt noch immer seine alte Anziehungskraft. Einer der besten Beweise dafür ist das hohe Interesse, welches allen Publikationen, die sich damit befassen, entgegengebracht wird. So ist Siegmund Günthers „Das Zeitalter der Entdeckungen“ (Teubner, Leipzig 26. Bd.) nach kurzer Zeit schon in zweiter Auflage erschienen.

Die große Frage nach dem „Woher?“ wurde schon von vielen erwogen und auch zu beantworten versucht. Auch W. Peterson-Kinberg bestrebt sich in „Wie entstanden Weltall und Menschheit?“ (Stuttgart, Strecker und Schröder, 1906) in einer Reihe von Vorträgen, das Rätsel vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus zu lösen. Auch L. Reinhardt „Vom Nebelfleck zum Menschen“ (Bd. 1. Die Geschichte der Erde, München, Ernst Reinhardt) versucht das gleiche, nur sind seine Darstellungen einwandfreier. Von demselben Verfasser stammt auch „Der Mensch zur Eiszeit in Europa“ (München 1906), ein sehr lesenswertes Buch.

Die Frage, „ob es einen tertiären Menschen gegeben hat“, schien durch die sogenannten Colithenfundamente im bejahenden Sinne beantwortet werden zu können. Die Sache hat zu scharfem Meinungsaustrausch geführt. M. Berworn in Göttingen hat aber die Hauptfundstätte (Ota in Portugal) neuerdings besucht und ist zu dem Ergebnisse gekommen, daß die gefundenen Colithen typische paläolithische zugeschlagene Feuersteine sind, welche nur durch eine Umlagerung des Gerölles in tiefere Schichten gelangten. Damit fiel denn auch die Berechtigung zur Annahme eines tertiären Menschenahnen im Tertiary.

Die Nachricht, daß ein neuer Neandertalschädel aufgefunden worden sei, in Wahrheit war es ein rezenter, veranlaßte den Ch. Könen in Bonn zu einer eingehenden Untersuchung der tertiären und diluvialen Erdschichten des Neander-Kalkplateaus und seiner Trichter, Mulden, Spalten und Höhlen. Aus den Diluvialschichten wurden diluviale Knochen und sehr primitive Feuersteingeräte gesammelt.

Die Heimat und der Ausgangspunkt der Indogermanen bilden klarerweise noch immer einen wichtigen Streitpunkt. In neuester Zeit hat Hermann Hirt die Frage zu lösen gesucht in seinem schönen Werke „Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur“ (II. Band. Straßburg, Trübner, 1907). Mit einem reichen Schatze von Kenntnissen auf dem Gebiete der Prähistorie, Archäologie, Anthropologie, Ethnographie und anderer naturwissenschaftlicher Kenntnisse entwirft der Verfasser ein Gesamtbild der Stellung, geistigen Kultur und gesellschaftlichen Verhältnisse der Indogermanen. Selbstverständlich geht Hirt von dem Standpunkte aus, daß die Heimat der Indogermanen Europa ist, Hirt geht sogar noch weiter und bestimmt auch das Gebiet, und zwar die mitteleuropäische Tiefebene. (Vgl. „Die Urheimat der Indogermanen“ von Dr. G. Voigt in Stockholm, „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“ XXIX, S. 298 ff.). Auch O. Schrader „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ (3. Aufl. I. Zur Geschichte und Methode der linguistisch-historischen Forschung. Jena, Costenoble, 1906) darf hier nicht vergessen werden, da er den ganzen Entwicklungsgang der Theorie über das Indogermanentum vom Ende des 18. Jahrhunderts an bis heute kritisch darlegt und beleuchtet.

In einem Aufsatze „Die geschichtliche Bedeutung der Ostsee“ in Helmoltz „Weltgeschichte“ VI. 1 von Dr. K. Weule und Dr. F. Girgensohn wendet sich Weule gegen die Ansicht, daß die Küsten der Ostsee der Herausbildungsherd der Indogermanen gewesen, er gibt nur zu, daß an der Ostsee die Herausbildung einer scharf umrissenen Völkergruppe, der Indogermanen, lückenlos aus sehr alten Zeiten herauf sich verfolgen lasse.

Als Gegenstück zu den genannten Werken sei erwähnt G. Biedenkapps „Der Nordpol als Völkerheimat, nach den Ergebnissen der prähistorischen, etymologischen und naturwissenschaftlichen, sowie insbesondere der Beda- und Avesta-

forschungen Tilaks dargestellt" (Jena, Costenoble, 1906). In manchem Gehirne steigen ganz eigenartige Blasen auf! Unter dem Titel „Kultur der alten Kelten und Germanen“ hat G. Grupp (Allg. Verlagsgesellschaft, München, 1906) eine dem gegenwärtigen Stande dieser vielumstrittenen Frage entsprechende Darstellung gegeben, ohne sich in die einzelnen Streitfragen selbst zu verlieren oder einzugehen.

Als sehr ernstes Werk verdient Helmolts „Weltgeschichte“, 5. Band: Südosteuropa und Osteuropa (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1905) Beachtung, das es unternimmt, die Entwicklung der Völker und der geographischen Verhältnisse zu erklären und auch vom ethnographischen Gesichtspunkte aus zu verfolgen.

Als ethnographische Rarität möge noch erwähnt werden, daß im Samnaunertale, einem Nebentale des Inns, seit 1873 Zwergwuchs sich eingestellt hat, und zwar echter Zwergwuchs. Die Zwerge stammen von zwei Geschwistern ab; die Schulschwestern mögen wohl die in diesem abgeschiedenen Tale von jeher üblichen Verwandten sein.

Was die Tierwelt Europas anbelangt, so wäre zu verweisen auf die eigenartigen Verschiebungen in Mitteleuropa, und zwar betreffs des Verbreitungsgebietes der Haubenlerche, Graumammer, einer Finkenart und der gelbbäuchigen Nachtelze, welche aus dem Gebirge in die Tiefebene hinab sich verbreitet haben. („Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“, XXIX. Jahrgang, S. 232.) Der Fund eines Renntiergeweihs in einer Flugandschicht unter blauem Ziegelstein in Krain liefert wieder andererseits den Beweis für das Vorhandensein des Renntieres auch südlich von den Alpen, wofür bis jetzt alle Anzeichen fehlten. Die Küchenabfälle der alpinen Pfahlbauten zeigen keine Spuren vom Renntiere, das Tier muß demnach mit dem Diluvium aus den Alpen verschwunden sein. Was für interessante Wesen noch auf dieser Erde existieren und wie das Altertum in einzelnen Tierformen in die Jetztzeit hineinragt, lehrt das Ergebnis einer Studienreise des Prof. Konrad Keller (Zürich) auf den Balearen. Das schöne Pferd der Insel Mallorca ist das altgriechische, wie wir es tausendmal abgebildet sehen, und der Ibizahund gleicht vollständig dem Pharaonen-Windhunde aus dem alten Ägypten.

In einem großen Teile der Alpen wird eine genaue Beobachtung der Gletscher durchgeführt. Dem 10. Rapporte von H. F. Reid und E. Muret („Les Variations périodiques des glaciers 1904“, Genf 1905) entnehmen wir, daß die Rückzugstendenz vorherrschend ist. Nur 3 Gletscher der Ostalpen zeigen ein schwaches Wachsen, ebenso die Gletscher an der italienischen Seite des Montblanc-Gebietes im oberen Teile. In den Pyrenäen scheint ebenfalls allgemeiner Rückgang zu herrschen. In Skandinavien sind von 30 beobachteten Gletschern 7 Gletscher im schwachen Anwachsen. Neue Eiszeit Spuren wurden in den Ostalpen, und zwar in den Steinalpen von Dr. Rg. Lucerna entdeckt, welche den Nachweis lieferten, daß die Vergletscherung der Steinalpen mit der der übrigen Alpen im Zusammenhange stand. Die von der Schweizer Naturforschenden Gesellschaft preisgekrönte Schrift „Les Lacs alpins suisses, étude chimique et physique“ (Genève, 1906) von Dr. F. E. Bourcat veröffentlicht die mehrjährigen Studienergebnisse über 33 kleinere, meist hochgelegene Schweizer Seen. Der Hauptzweck der Untersuchungen war der Nachweis des Zusammenhanges der chemischen Beschaffenheit des Seewassers mit der chemischen und mineralogischen Beschaffenheit des Einzugsgebietes der Seen. Das größte Interesse erregte der Ritomsee bei Airolo. („Globe“ XC, 5.)

Eine recht interessante Studie über verschiedene Karsterscheinungen verdanken wir Dr. B. Danes, der durch seine Untersuchungen im Karste (unteres Karantengebiet) zu dem Ergebnisse kam, daß die Poljen nur das Ergebnis der Aushöhlung sind und nicht als tektonisch zu erklären sind. Die Erosion hat das Gocän ausgeräumt und dadurch die Kanäle geschaffen, die heute infolge präglazialen, langsamen Untertauchens die Inseln vom Festlande trennen.

Die Höhlenforschung wird immer energischer betrieben und die Funde mehren sich in erfreulicher Weise. In einzelnen besonders höhlenreichen Gebieten wurden Vereinigungen gebildet, welche die systematische, wissenschaftliche Durchführung von derartigen Arbeiten bezwecken, so der „Hades“ in Triest. Große Funde wurden in der Wildkirchlehöhle in Appenzell (Schweiz) gemacht. Im „Dohlensteine“ zwischen Bolle und Bodenwerder wurde eine Höhle aufgefunden, deren Erschließung recht interessante Ergebnisse bieten dürfte.

Im Walde von Engihoul, südwestlich von Yütlich, wurde von E. Doudou eine Tropfsteinhöhle entdeckt, welche nach dem erstatteten Berichte die größte und an Tropfsteinbildungen reichste in Europa sein soll. Überreste der vorzeitlichen Tierwelt sind in ungeheurer Menge vorhanden.

Bei Kuffstein legte Schloffer (München) eine 13 Meter breite, 28 Meter tiefe, nach hinten ansteigende Höhle frei, welche in fünf Schichten Reste von der Interglazial- bis zur Bronzezeit birgt. „Bachfugeln“ aus dem Hauptdolomit des Kaisertales, wie sie sich in Gletschermühlen finden, beweisen, daß der jetzt seitwärts fließende und tiefer ins Gelände eingeschnittene Bach die Höhle ausgewaschen hat. Nach den massenhaft eingelagerten Höhlenbärenknochen nennt Schloffer die Schicht die Bärenschicht. Sie stammt aus der Interglazialzeit. Die darüber liegende graue Schicht gehört der letzten Eiszeit an. Die obersten Schichten aus der jüngeren Stein- und aus der Bronzezeit ergaben menschliche Funde, außer Gerippen Stein- und Hirschhornwerkzeug, Urnenschalen mit geröstetem Weizen und besonders viele Bronzesachen, auch Gießröhren.

In der Feldmark von Treplin im Kreise Lebus wurden große Mengen von Urnen und Bleigefäße mit Leichenbrand gefunden, welche der jüngeren und älteren Hallstattperiode angehören, zwischen 800 und 500 v. Chr.

Von Mitteleuropa erschien seit 1903 eine schöne Karte, welche seit 1906 vollendet vorliegt. (Mitteleuropa. Übersichtskarte. 1:300.000. Berlin, Preussische Landesaufnahme. 1903 bis 1906.)

Unter den vielen „Landeskunden“, welche alljährlich erscheinen, möge wegen der jüngsten Ereignisse das Buch von Dr. H. Grothe „Zur Landeskunde von Rumänien, Kulturgeschichtliches und Wirtschaftliches“ (Halle, Gebauer-Schwetsche, 1907) erwähnt werden. Grothe erwähnt ganz richtig, daß viel zu viel Land in Rumänien in den Händen der Großgrundbesitzer ist und der Bauer mehr als wünschenswert ist, von diesen abhängt. Eine vortreffliche Landeskunde von Osterreich-Ungarn lieferte Dr. A. Grund in der Sammlung Bösch.

Nicht minder wichtig erscheint uns Dr. E. Vöflers „Dänemarks Natur und Volk“ (Kopenhagen, Lehmann und Stage, 1905). Über dänische Verhältnisse sind so viele veraltete Ansichten zu lesen, daß man dem Verfasser dafür nur zum Danke verpflichtet sein muß, daß er seine sorgfältig ergänzte Monographie erscheinen ließ.

Ein höchst interessantes Stück der Erdoberfläche ist die Frau (ebenjo ausgesprochen), eine Steinöde, östlich von der Rhonemündung zwischen St.

Chamas und Arles. Diese gleichmäßig grobsteinige Ebene hat schon seit ältester Zeit die Bewohner zur Erklärung ihrer Entstehung angeregt. Das Auffallende bei dieser gleichmäßigen Grobkörnigkeit ist das Fehlen des Detritus. Dr. J. Hundhausen („Globus“ XC, 3) gibt in dem Aufsätze „Die Crau“ eine Erklärung. Eine Beobachtung auf der Südinself von Neuseeland und im Gebiete der Kanalisierungsarbeiten am Einlaufe des Rheines in den Bodensee, wo der Föhn den Schotter gründlichst austaubt, führte ihn auf den Mistral als den Veranlasser der eigenartigen Gestalt der Crau, dessen Steine größtenteils Geschiebe sind, aus denen aber der mit der Geschiebebildung notwendig verbundene feinere Detritus schon seit der Entstehung der Crau durch den Mistral hinausgeblasen wurde.

„Petermanns Mitteilungen“ 1907, I. bemerken, daß „geographische Überraschungen“ in Europa eigentlich nur im nördlichen Skandinavien, Rußland und in der Türkei noch zu erwarten seien, nicht aber im „genau vermessenen“ Zentral- und Westeuropa und verweisen auf P. Helbronner, der mitteilt, daß in dem Pelvoux-Cerinus-Massiv eine größere Anzahl Höhen ganz falsch angegeben sind, auch ist der Pic de la Cavale nicht der Kulminationspunkt seiner Kette, die Tuckethütte am linken Ufer des Glacier Blanc liegt nur 2464 Meter hoch und nicht 2504 Meter.

Anfang April 1906 öffneten sich auf der Südsüdostflanke des Vesuvius lange Spalten, welche einen Ausbruch einleiteten, der für die nächste Umgebung furchtbar verheerend war. Die Aschenwolke stieg bis zu 6700 Meter auf. An diesen Ausbruch knüpft sich nun eine Legion von Schilderungen, von denen aber die wenigsten gute Beobachtungen aufweisen. Hervorgehoben seien A. Brunhuber „Beobachtungen über die Vesuveruption im April 1906“ (Bericht des Naturwissenschaftlichen Vereines in Regensburg, X. 1906), Th. Wegner im „Zentralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie“ 1906, D. Jaekel „Bilder von der letzten Eruption des Vesuvius“ in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ 1906 und J. Stoklasa (Prag) „Chemische Vorgänge bei der Eruption des Vesuvius im April 1906“ in der „Chemiker-Zeitung“ 1906, Nr. 61. Th. Wegner hat auch auf die allarmierenden Berichte der Zeitungen hin die Insel Stromboli im Mai besucht und gefunden, daß wieder einmal alles erlogen war; der Vulkan war sogar verhältnismäßig ziemlich ruhig. Betreffs Siziliens darf man auf das Werk Dr. Alex. Rumpell „Sizilien und die Sizilianer“ (Neue Folge, Pfeil, Radeberg) verweisen.

Über Sardinien und Korsika spricht G. Schöener in den „Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft“, Wien. 1906. Die Inseln standen jedenfalls einmal im Zusammenhange. Alles übrige ist bekant: die hochalpine Natur Korsikas, ihr reicher Waldbestand und die höhere Kultur. Sardinien hat dagegen einen Reichtum an Mineralien und höhere Originalität der Kultur. An der Nordostküste Sardinien's liegt übrigens ein interessantes politisches Gemeinwesen, die kleinste Republik. Es ist das Gebiet der Insel Tavaraola, das Bucina der Römer, das an 200 Einwohner zählt. Bis 1882 übte die Familie Bartholai Souveränitätsrechte aus, seither aber wählen die Tavarolaner alle 10 Jahre einen Präsidenten. Parlament u. gibt es nicht. Die Nuraghen Sardinien's, die so charakteristischen Steinbauten in Gestalt eines abgestumpften Kegels, haben seit jeher schon die verschiedensten Erklärungsversuche veranlaßt. Lange Zeit hielt man sie für Grabdenkmäler, dann wieder glaubte man in ihnen Befestigungen oder Warttürme erblicken zu dürfen. In neuester Zeit hat ein eng-

lischer Archäologe die Kuraghen wieder untersucht und in seinem Berichte sich dahin ausgesprochen, daß sie Zufluchtsstätten gewesen sind, bei dem geringen Fassungsraume allerdings nur auf kurze Zeit.

Ein anderes geographisches Objekt, das ebenfalls in allerletzter Zeit Gegenstand der Forschung gewesen ist, ist der Xerxeskanal auf der alten Halbinsel Akte, die vom Athos durchzogen wird. Der Bericht Herodots wurde von sehr gewichtigen Stimmen (Niebuhr) angezweifelt. A. Struck, Bibliothekar des deutschen archäologischen Institutes in Athen, hat die Frage an Ort und Stelle geprüft und kam zum Ergebnisse, daß Herodots Angaben ganz zuverlässig sind. Die alte Rinne des Kanales (2450 Meter) ist heute noch zu erkennen, wenn sie auch aufgefüllt ist, ein Streifen üppigen Grassbodens zieht sich heute noch von Meer zu Meer als letztes Zeichen. Die betreffende Abhandlung steht im 4. Hefte der vom Kustos am Landesmuseum in Serajevo, Dr. K. Patšch, herausgegebenen Schriftenreihe „Zur Kunde der Balkanhalbinsel“ und trägt den Titel „Makedonische Fahrten I. Chalkidike“. (Wien und Leipzig A. Hartleben, 1907.)

Dörpfelds Ausgrabungen auf Deukas schreiten rüstig vorwärts. Reste einer mehr als 2 Kilometer langen Ansiedlung wurden gefunden, welche für Dörpfeld die alte Stadt Ithaka bilden. Auch die „Schweinehöhle“ wurde entdeckt.

Betreffs Englands verdient darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß das Observatorium von Greenwich in allernächster Zeit wird verlegt werden müssen, da in der unmittelbarsten Nähe Elektrizitätswerke erbaut werden. Die Stundenbestimmungen können allerdings bleiben, aber die magnetischen Beobachtungen, deren Genauigkeit schon durch die in der Nähe vorüberführenden Bahnen gelitten, wurden dadurch vollständig unmöglich gemacht. Über einen deutschen Namen der Scilly-Inseln bringt die „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“ eine interessante Mitteilung. Danach scheint für diese Inseln bei den deutschen und holländischen Seefahrern bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts der Name „Sorlings“ oder „Sorlings-Inseln“ in Gebrauch gewesen zu sein. So heißt es in einer „Verklärung“ des Altonaer Stadtarchivs vom 3. Oktober 1780: „Den 20. August passierten sie die Sorlings etc.“ und in einer anderen, wahrscheinlich von 1795, steht: „Des Abends um 10 Uhr wäre ihnen das Sorlingische Feuer zu Gesicht gekommen, und so hätten sie ihren Kurs, nach Beschaffenheit, nach dem Kanal gehalten.“ Homanns Karte (Nürnberg 1730) hat Sorlinges oder Scilly Islands. Was die Herkunft des Namens anbetrifft, so ist es nicht undenkbar, daß sowohl die englische wie die deutsche Form durch verschiedene lautliche Entwicklung aus *Silurum insula* entstanden sei; er würde dann bedeuten Insel der Silurer, nach dem gleichnamigen keltischen Volksstamme im Süden und Westen von Wales. Auffallend ist beim Gebrauch des deutschen Namens Sorlings, daß er häufig mit dem Namen Scilly verbunden auftritt.

Über Island erschien von Dr. Th. Thoroddsen: „Island, Grundriß der Geographie und Geologie, II.“ als Ergänzungsheft zu „Petermanns Mitteilungen“ Nr. 153, 1906.

Zur Erforschung des Schwarzen Meeres wurde im Dezember 1906 in Varna eine zoologische Station errichtet.

Der deutsche Stationskreuzer in der Südsee.

Von Fritz Albrecht in Friedrichsort bei Kiel.

Seit einiger Zeit haben immer mehr deutsche Kreuzer vom Ausland zurückgezogen werden müssen, um den heimischen Bedarf zu decken. Die Bewilligung der 1900 gestrichenen Schiffe im vorigen Jahre wird nun mit in erster Linie den Aufgaben des Auslandes zugute kommen.

Welcher Art und wie umfangreich diese nun sein können, sehen wir, wenn wir S. M. S. „Condor“ im Jahre 1906 auf den Karolinen begleiten.

„Condor“ — 1892 vom Stapel gelaufen, 1600 Tonnen groß, 160 Mann Besatzung — kann im allgemeinen nur die sogenannte „ökonomische Fahrt“, d. h. hier 7,5 Seemeilen stündlich zurücklegen, wegen seines beschränkten Kohlenvorrates und der besonders in den Tropen nötigen Rücksicht auf das Maschinenpersonal.

Nach kurzer Reparaturzeit verließen wir am 15. Mai 1905 Sydney, um die alljährliche, 10 Monate dauernde Rundreise durch das deutsche Südseegebiet anzutreten. Daß es unterwegs reichlich zu tun gab, beweist wohl am besten die Tatsache, daß in 206 Tagen 12.150 Seemeilen zurückgelegt wurden, d. h. durchschnittlich 60 Seemeilen oder 8 Dampfstunden pro Tag. Nachdem wir die Samoainseln, Honolulu, die Fidji- und Marshallinseln besucht hatten, trafen wir am 4. Dezember in Rufai, der östlichsten Insel der Ostkarolinen ein. Das ganze Karolinengebiet ist in zwei Verwaltungsbezirke eingeteilt, das östliche mit dem Bezirksamt in Ponape und das westliche mit Yap.

Leider fanden wir die Insel recht verändert. Überall ließen sich die Spuren des bekannten, großen Taifuns vom Herbst erkennen; die Bäume niedergebrochen, die Häuser nur teilweise wiederhergestellt. Von dem einzigen Gebäude aus Stein, der Kirche, standen nur noch die Wände; Dach und Turm hatte der Sturm mitgenommen. Auch die Industrie der Eingeborenen (Herstellung von geflochtenen Bändern und Matten) zeigte einen bedauerlichen Rückgang.

Nach zweitägigem Aufenthalt ging „Condor“ nach der nächsten Insel Pingelap in See, wo am 7. einige Stunden gestoppt wurde. Hier fanden wir eine furchtbare Hungersnot vor, ebenfalls durch einen Taifun hervorgerufen, der die Kokospalmen der Eingeborenen und ihren armseligen Viehbestand vernichtet hatte. Viele waren Hungers gestorben, nach ihren Angaben 80 Menschen von der aus 800 bestehenden Gesamtzahl. Wohl infolge der Hungersnot war eine Krankheit ausgebrochen, die sich in starken Schwellungen der Gliedmaßen äußerte. Man kann sich von der Hilflosigkeit solcher Leute kaum einen Begriff machen, die auf einer winzig kleinen Insel im weiten Ozean, so gut wie ohne Verbindung, einzig und allein auf die Produkte ihres Landes angewiesen sind. Unsere Zeit war nur knapp bemessen. Zunächst landeten wir Proviant für die nächste Zeit und nahmen dann 80 Leute mit, um sie auf einer weniger hart betroffenen Insel anzusiedeln. Es waren Männer, Frauen und Kinder, bis zum Skelett abgemagert, jammervolle Gestalten! Mit tierischer Gier stürzten sie sich über die Mahlzeiten an Bord. Zu mehrstündigem Aufenthalt stoppten wir abends noch bei der Insel Mokil, um mit dem Lande in Verbindung zu treten.

Am 8. Dezember liefen wir morgens in den Hafen von Ponape ein. Auch hier hatte der Sturm vernichtend gehaust. Fast alle Häuser der Weißen waren

weggeblasen, das neue Haus des Gouverneurs war, seiner Lage nach, nur noch an den Fundamenten zu erkennen; Dach, Möbel, alles hatte der Sturm irgendwo in den Wald geschleudert. Der Regierungsschoner war so schwer beschädigt worden, daß er zur Reparatur nach Hongkong hatte gehen müssen, die Barkasse des Gouverneurs lag mit ihrer Besatzung irgendwo auf dem Grunde des Hafens.

Am nächsten Morgen gingen wir mit dem kaiserlichen Vizegouverneur nach Pingelap zurück, um dort noch weitere 200 bis 300 Eingeborne abzuholen und den Rest mit Proviant zu versehen. Hierbei stellte sich heraus, daß der dort



Weg im Innern von Jap. Vorn am Baum steinernes Jap-Geld.

(Nach einer photographischen Aufnahme von F. Albrecht.)

auffällige Händler, ein „half-cast“, in schamloser Weise die Not der Eingeborenen ausgebeutet hatte. Er wurde verhaftet und nach Ponape zur Aburteilung gebracht.

Dort trafen wir am 11. ein, um nach Kohlenübernahme am 12. zu einer großen Rundreise im Ostkarolinengebiet wieder in See zu gehen. Zunächst besuchten wir den Truk-Atoll, wo wir vom 14. bis 15. im Eten-Hafen ankerten, dann die Poloot-Inseln, wo gerade die Nachricht anlangte, daß am 12. — also als wir in Ponape waren — ein furchtbarer Taijun die benachbarte Dlol-Gruppe völlig verwüstet habe und die Anwesenheit des Gouverneurs dort erforderlich sei. So gingen wir denn sofort dorthin und fanden die Angaben am nächsten Morgen bestätigt. Sonst ein dichter Wald hoher Kokospalmen, war die Insel absolut kahl, nicht ein Baum hatte der Gewalt des Sturmes widerstanden.

Da die Eingeborenen nichts Eßbares mehr besaßen, mußte auch hier Proviant (Reis, Mehl, Brot, Lachs) gelandet werden. Diese Leute sind seefundig und wandern nach einer anderen Insel aus. 6 bis 8 Jahre dauert es doch, bis die Folgen eines solchen Sturmes verwischt sind.

In den nächsten Tagen wurden Loffop, Namoluk, Etal und Lukunor, ferner der Satawan-Atoll angelaufen. Überall ging der Gouverneur an Land. Wo nötig, wurden Klagen entschieden oder Verbrechen geahndet.

Am 23. ankerte „Condor“ einige Stunden in Metalanim, einem Hafen

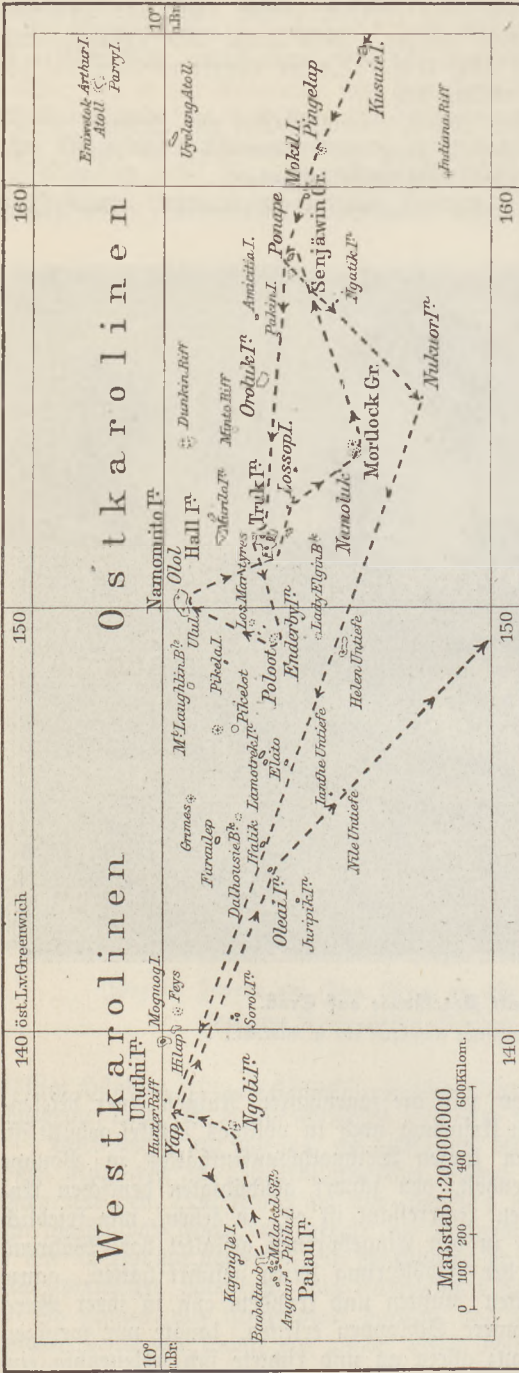


Strandzene mit Segelkanoe auf Truk.

(Nach einer photographischen Aufnahme von F. Albrecht.)

der Südküste von Ponape, wo wir die sagenhaften Ruinen einer Riesenburg in Augenschein nahmen, deren Ursprung noch in völliges Dunkel gehüllt ist.

Während des nun folgenden kurzen Weihnachtsaufenthaltes in Ponape bot sich dem Schiff vielfach Gelegenheit, den schwer geschädigten deutschen Ansiedlern hilfreich zur Seite zu stehen. Interessant ist es, zu sehen, wie friedlich sich heutzutage dort das Verhältnis zu den Eingeborenen gestaltet hat. Während die Spanier 20 Jahre lang mit der Bevölkerung Krieg geführt hatten, ganze Kompagnien weißer Soldaten halten mußten und trotzdem eng in ihrer Burg belagert wurden, mehrfach auch schwere Schlappen erlitten, langte vor wenigen Jahren der deutsche Gouverneur ganz allein an und richtete sich seelenruhig ein. Der scheidende, spanische Gouverneur von Yap sagte seinem Nachfolger, er könne



es nicht verantworten, ihn ohne militärischen Schutz auf der Insel zu lassen! Nun, es ist nicht nur gegangen, sondern der Wohlstand ist in jeder Weise gehoben, Wege sind gebaut, Verbindungen geschaffen, ja der Haupterfolg der jungen Deutschen Verwaltung dürfte die Entwaffnung der Ostkaroliner 1905 und 1906 sein, die völlig friedlich verlief! Das ist doch sicher ein schönes Ergebnis deutscher Kolonisation!

Am 3. Jänner 1906 verließen wir Ponape, liefen am 4. nach Nukuoro an und trafen am 9. in Zap ein. Am 13. gingen wir nach den Palau-Inseln in See, wo wir am 14. ankamen. Hier befindet sich seit einem Jahre ein Regierungskommissär, außerdem auf der sehr großen Inselgruppe nur ganz wenige weiße Händler. Auch hier ist viel gesehen in Wegebauten, Fahrwasserbezeichnungen usw. Auch Kohle wollte man gefunden haben, leider äußerte sich aber der hinzugezogene Sachverständige wenig tröstlich, das wäre zwar noch nichts, aber darunter könne wohl welche sein! Nach Besuch der Ngoli-Gruppe kehrten wir am 16. nach Zap zurück und verabschiedeten uns am 22. endgültig von den Karolinen, als wir der letztangelaufenen Olear-Gruppe den Rücken kehrten, um uns der letzten Stappe unserer Rundreise, dem Bismarck-Archipel und Neu-Guinea, zuzuwenden. In 46 Tagen hatten wir 4113 Seemeilen zurückgelegt, also rund hundert im Tag.

Die Negerfrage in der Union.

Von Leopold Katscher in Berlin.

In neuester Zeit ist uns eine größere Anzahl von mehr oder minder interessanten und bezeichnenden Studien und anderen Arbeiten weißer und schwarzer Bürger der Sternbanner-Republik über die Negerfrage „Onkel Sams“ zu Gesicht gekommen. An der Hand dieser verschiedenen, zuweilen einander schnurstracks entgegengesetzten Darlegungen wollen wir versuchen, ein kurzes, völlig unbefangenes Bild des „Negerproblems“ zu entwerfen.

Nach der Befreiung der Sklaven durch den großen Bürgerkrieg herrschte die Furcht, daß der Schwarze ein Pflingling und Mündel der Weißen werden könnte; etwas anderes glaubte man von diesem „trägen, unanstelligigen, unbedachten“ Stamme nicht erwarten zu sollen. Man huldigte fast allgemein der Ansicht, daß er entweder zugrunde gehen oder auf die Wildtätigkeit des Bruders Jonathan angewiesen sein werde. Und man war entschlossen, den letzteren Fall, wenn er eintreten sollte — d. h. vier bis fünf Millionen Almosenempfänger mehr im Lande — nicht ruhig hinzunehmen. Glücklicherweise bewahrheiteten sich diese Befürchtungen durchaus nicht; vielmehr hatte die „Emanzipation“ völlig entgegengesetzte Folgen. Die Befreiten selbst hatten von vornherein eine ganz andere Meinung von ihrer Zukunft gehabt, nämlich die, daß sie es sehr weit bringen könnten, wenn man sie in Ruhe ließe und in ihrer Entwicklung nicht willkürlich beschränkte. Wovor sie — leider mit nur zuviel Grund — Angst hatten, war eben nur die Möglichkeit, nicht in Frieden gelassen, sondern durch allerlei Hindernisse gestört und belästigt zu werden.

Der schwarze Professor Scarborough schreibt in der „Arena“: „Jetzt, wo diese Hindernisse viel geringer geworden sind und immer mehr verschwinden, läßt sich klar erkennen, daß die einstige Frage „Was kann der Neger für sich selbst tun?“ keine Frage mehr ist. Das seit der Befreiung verflossene Dritteljahrhundert hat erwiesen, daß die Schwarzen trotz aller, oft schrecklich grausamen Rassenvorurteile und sonstigen sozialen Befehdungen auf dem besten Wege sind, auf eigenen Füßen stehen zu lernen. Sie haben sich dort, wo ihnen die Gelegenheit günstig war, als gelehrige Anfänger und Praktiker gezeigt. Diese erfreuliche Tatsache bildet den Schlüssel zur Beurteilung ihrer Zukunft, denn jeder Mensch, jedes Volk, jede Rasse, so da gelernt hat, Selbsthilfe zu üben, wird imstande sein, sich in der Welt fortzubringen.“ Scarborough führt einige bemerkenswerte Beispiele dafür an, daß die Neger in den Vereinigten Staaten im Begriffe sind, ihren Weg zu machen. Es gibt gegenwärtig bereits zirka zwei Duzend Banken und Sparkassen (mit einem Kapital von je 50.000 bis 150.000 Dollars), die entweder gänzlich oder teilweise von Schwarzen verwaltet und geleitet werden. Ferner spielen diese — wengleich sie sich im Interesse des Geschäftes im Hintergrund halten — eine ausschlaggebende Rolle bei mehreren, in den Händen von Weißen befindlichen Millionenbanken: teils als Direktoren, teils als stille Gesellschafter. Viele Neger haben nämlich beträchtliches Vermögen erworben. Aber auch die anderen erbauen ihre Kirchen, Schulen und Wohnhäuser vielfach mit eigenem Gelde. Die altmodischen, bauwürdigen Fachwerkkirchen machen stattlichen Steinbauten mit Glockentürmen Platz; die mit elektrischer Beleuchtung versehene neue Kirche in Atlanta hat fast 80.000 Dollars gekostet. „Wenn ein Volksstamm

sich trotz ungeheurer Schwierigkeiten in solcher Weise emporgearbeitet, so läßt das doch wohl nicht darauf schließen, er sei auf den Aussterbeetat gesetzt."

Um so weniger, als es eine Tatsache ist, daß die Kosten der öffentlichen Bauten größtenteils von den ärmeren Negern — den Steinträgern, Wäscherinnen, Kutschern, Köchen, Kellnern, Stubenmädchen, Schuhputzern usw. — getragen werden und nur zum kleineren Teile von den bemittelteren. Die letzteren sind nämlich, obzwar sehr zahlreich, im allgemeinen nicht sonderlich mildtätig und unterstützen gemeinnützige Veranstaltungen nur in geringem Maße; doch fehlt es selbstverständlich nicht an Ausnahmen. Es kommt recht häufig vor, daß ein reich gewordener Neger seinem früheren Herrn oder dessen Angehörigen hilfreich beispringt; aber sehr selten wird er seinen Stammesgenossen größere Summen zum Bau von Schulen, Büchereien, Kirchen u. dgl. schenken oder an Negerhochschulen Professuren stiften oder strebsamen armen Söhnen von Schwarzen die Mittel zum Studieren gewähren. Dieser leidige Umstand dürfte nach Scarborough's Ansicht mehr von einem Mangel an Erziehung als von fehlender Teilnahme herrühren. "Die Schuld an der fehlenden Erziehung trägt aber nicht der Neger, sondern der Amerikaner, der ihn einst an der Erlangung der wünschenswerten und oft wohl auch gewünschten Ausbildung verhinderte." Sei dem wie immer, es ist unleugbar, daß im Süden der Reichthum der dunkelhäutigen Bevölkerung vollauf genügt haben würde, die zur Errichtung und Erhaltung der Neger Schulen in Anspruch genommene Hilfe „weißer“ Wohltätigkeitsvereine ganz überflüssig zu machen. Der Negerreichthum in den Vereinigten Staaten wird für 1895 von Scarborough — der, nebenbei bemerkt, Doktor der Philosophie, Doktor der Rechte und Magister der freien Künste ist und zu Xenia im Staate Ohio lebt — auf 335 Millionen Dollars geschätzt, und zwar 300 Millionen Privatvermögen und 35 Millionen Kirchengeneigentum.

Noch peinlicher als die Zugeknöpftheit der Negertaschen in Sachen der Stammesbrüder ist die Ungerechtigkeit, welche darin liegt, daß in keiner der Stiftungen, die von den Weißen zugunsten der Ausbildung Schwarzer gemacht worden sind, die letzteren an deren Verwaltung beteiligt sind, obgleich es ihnen an tüchtigen Sachverständigen durchaus nicht fehlt. Hierin liegt eines der Hindernisse, die sich ihrer Sehnsucht nach Selbsthilfe entgegenstellen. Mit vollem Recht fordern die Neger, daß sie in der Leitung aller für sie errichteten Bildungsanstalten vertreten seien. Gibt es doch selbst im Staate Tennessee, wo für die Schwarzen, als wären sie keine Menschen, eigene Eisenbahnwagen und Wartezimmer vorhanden sind, Negerbanken, an denen Weiße sich vertrauensvoll als Aktionäre, Einleger und Klienten beteiligen.

Im Süden und im Norden der Union gibt es viele Tausende von Negern, die sich im Besitz des von ihnen bebauten Bodens und der von ihnen bewohnten Häuser befinden. Die Zahl dieser Glücklichen steigt unablässig und gar manche von ihnen haben außer ihren Stadthäusern noch Landvillen. Viele sind Kaufleute und ihre auf Hunderte oder Tausende von Dollars lautenden Schecks werden überall, wo ihre Firma bekannt ist, honoriert. Professor Scarborough erwähnt den Fall eines Farbigen, der 14 Häuser besitzt, sowie den eines anderen, der weit über 100.000 Dollars im Vermögen hat, und er hebt als besonders merkwürdig und für die Entwicklungsfähigkeit der afrikanischen Rasse bezeichnend hervor, daß alle die erworbenen großen Besitztümer in der so kurzen und dabei schwierigkeitserfüllten Zeit der Emanzipation erworben worden sind.

„In den Südstaaten der Union ist der befreite Sklave viel fortgeschrittener und geachteter als die ärmeren Klassen der Weißen. Er wird von den besser gestellten Weißen häufiger zu Rate gezogen als der arme Weiße. Trotz des Negerhasses der südlichen Weißen erkennen diese die geschäftliche Begabung der Schwarzen an und sogar in Gegenden, wo das Lynchgericht zu Hause ist, kommt man ihnen mehr entgegen als den ärmeren Weißen. Unter solchen Umständen — und sie werden immer günstiger — begreifen wir, daß das Selbstvertrauen der afrikanischen Rasse stetig steigt. Zuweilen gehen Angehörige der letzteren in diesem Belang sogar zu weit, indem sie glauben, ihr Stamm könne in Amerika bereits gänzlich auf eigenen Füßen stehen, während er in Wirklichkeit noch keineswegs so weit hält. Er wird noch einige Zeit fremder Hilfe bedürfen, denn er hat noch lange nicht alle Hindernisse überwunden. Er muß es zu besserer Ausbildung und Erziehung, zu allgemeinerem Wohlstand und zu größerer Einsicht bringen, ehe sein eigener Gemein Sinn hinreichen kann, ihn gänzlich unabhängig zu machen. Aber, wie gesagt, auf dem besten Wege ist er.“

Der Unionsgeneral Armstrong pflegte zu sagen, daß die Indianer die Arbeit hassen, weil sie nie arbeiten gemußt. Daran mag etwas sein; wenn man aber behaupten hört, daß die Neger die Arbeit hassen, weil sie immer arbeiten gemußt, so trifft das nicht zu. Die unwiderleglichsten Tatsachen sprechen dagegen, wenngleich unter den amerikanischen Schwarzen zweifellos, wie übrigens in jedem anderen Volk oder jeder anderen Menschengattung, einzelne oder viele Faulenzer zu finden sein werden. Die Kenner der Verhältnisse sind daher auch nicht für die vielfach vorgeschlagene Gewährung von Pensionen an die Exklaven, die dadurch zu Bettlern gestempelt und in ihrem Streben nach Selbständigkeit beeinträchtigt werden würden. Wohl aber empfehlen viele von ihnen eine kräftige gesetzgeberische Entschliesung, die den Negern die ihnen nominell schon gebührenden vollständigen Bürgerrechte auch tatsächlich sichern würde. Dann könnten die Schwarzen sich in jeder Hinsicht frei bewegen, sich mit den Weißen gründlich mischen und so wirklich völlig frei werden. „Es handelt sich also“ — meint Scarborough — „bei jeder befriedigenden Lösung der Negerfrage um das Aufhören der Behandlung der Schwarzen als Bettler und um ihre ehrliche Anerkennung als sozial vollkommen ebenbürtige Menschen. Es wird vielleicht noch ein Viertel, vielleicht sogar ein halbes Jahrhundert dauern, bis dieses Ziel erreicht ist, aber es wird sicherlich erreicht werden. Der Neger ist berufen, an die Stelle des bis dahin wohl gänzlich ausgestorbenen Indianers zu treten.“

Die übrigen uns vorliegenden Arbeiten sind weder so optimistisch noch so vielseitig wie die Scarborough'sche, aber sie bieten — namentlich in ihren gegenseitigen Widersprüchen — viel des Interessanten für den Völkerpsychologen und den Menschenfreund. Einer der ärgsten Antineger-Artikel, die wir je gelesen, findet sich im Juliheft 1900 von „Harper's Monthly“; er ist von dem einstigen Sklavenhalter Bingham geschrieben und enthält unter anderem folgende Stelle: „Gail Hamilton hat behauptet, daß Gott, als er die Weißen weiß, die Gelben gelb und die Schwarzen schwarz machte, den Wunsch hegte, daß die Weißen weiß, die Gelben gelb und die Schwarzen schwarz bleiben. Dem muß ich zustimmen. Gott verhindert das Verschwinden der Gattungen bei den niedrigen Tieren durch die Unfruchtbarkeit der Mischlinge. Die Integrität der menschlichen Rassentypen scheint er durch den Rassenhaß bewahren zu wollen.“ Man muß wirklich ein Sklavenhalter gewesen sein, um die schwachvolle, entsetzliche Leidenschaft des Rassenhasses für eine göttliche Maßregel zu halten!

Ein großer Gegner der Schwarzhaut ist auch B. A. Bruce, Verfasser eines Artikels in der „Contemporary Review“ (Februar 1900). Er billigt beinahe die schreckliche Mißhandlung und Unterdrückung der Neger durch die weiße Bevölkerung der Südstaaten und läßt an ihnen kein gutes Haar. Seines Erachtens waren die einzigen Schwarzen, die sich seit der Befreiung irgendwie hervor getan, Mischlinge; da aber die Mischehen immer seltener werden, nehme die Absonderung eine immer schroffere Gestalt an und die Zukunft des Negers sei daher vollkommen hoffnungslos. Je mehr die weiße Bewohnerschaft der Südstaaten anwachsen werde, desto rascher werde die schwarze aussterben. Vor dem Aussterben könne sie lediglich durch Auswanderung bewahrt werden, darauf sei aber keine Aussicht vorhanden.

Wie Bruce — und im Gegensatz zu Scarborough — glaubt auch der angesehene Neger H. W. Councilll nicht an eine Zukunft seiner Rasse in den Vereinigten Staaten. Dieser tüchtige Mann, der als Knabe auf Zuckerpflanzungen Sklavendienste tat, schwang sich nach der Emanzipation durch eisernen Fleiß und zähe Ausdauer zum Lehrer auf und gründete 1874 zu Normal im Staate Alabama eine großartige Schule für Landwirtschaft und Maschinenbau, deren Präsident und Direktor er noch jetzt ist. In einer sehr lesenswerten neueren Studie, die er im „Forum“ (New-York) veröffentlicht, setzt er auseinander, daß weder die Religion noch der Unterricht die Rassenfrage zu lösen vermöge und daß die Schwarzen nicht Besseres tun könnten als auf die Lösung zu verzichten und sich in „ihrer eigenen Sphäre“ zu anständigen, fleißigen, friedliebenden Bürgern heranzubilden. Da es in der ganzen Union keine 10.000 Weiße gebe, denen es ernstlich um eine vollständig gerechte und gesetzmäßige Behandlung ihrer dunkelhäutigen Mitmenschen zu tun sei, sollten die letzteren sich nicht länger mit trügerischen Hoffnungen tragen. „Die Weißen schwagen von verfassungsmäßiger Freiheit und von Bürgerrechten, schließen aber den Neger von den besten Mitteln des Lebensunterhaltes aus, verjagen ihn aus den Äufern, peitschen ihn, zerstören sein Eigentum und vertreiben ihn aus den Gemeinden . . . Er mache sich doch seine furchtbare Lage klar. Seine Bestrebungen mögen welche Richtung immer nehmen, sie sind durch die Vorurteile und die Macht der angelsächsischen Rasse begrenzt.“ Schließlich erklärt auch Councilll die Auswanderung — „die freiwillige oder die unfreiwillige“ — für die einzig mögliche andere Lösung, es sei denn, daß die Schwarzen Lust hätten „in den aller schlimmsten Elementen der weißen Bevölkerung aufzugehen“.

Daß es übrigens in dieser „Frage“ auch Lichtseiten gibt, darüber belehrt uns nicht nur Scarborough, sondern auch ein hübscher Artikel des bekannten amerikanischen Schriftstellers Albert Shaw — Verfassers des wertvollen Buches „Skaria“ (verdeutschet bei Robert Luz in Stuttgart erschienen) — in der April-Nummer 1900 der „American Review of Reviews“, enthaltend eine Schilderung des „Hampton Institute“, einer großen westvirginischen Muster-Erziehungsanstalt für Negerkinder. „Wenn ich selbst 10.000 Dollars jährlich dafür zahlen wollte, könnte ich meinem kleinen Jungen weder in New-York noch in der Umgebung die Vorteile einer so guten Schulung verschaffen, wie sie das zerlumpteste Negerkind in Phoebus unentgeltlich genießt.“

Als in der Sklavenszeit jemand einen Neger bei heftigem Regen barhaupt, den Hut unter den Rock versteckt, laufen sah und ihn nach dem Grund des komischen Verhaltens fragte, erhielt er zur Antwort: „Hut mein, Kopf gehört Massa.“ Gegenwärtig gehört auch der Kopf „mein“ und dazu sind politische

„Rechte“ getreten. Aber dafür ist der Schwarze in der Union in sozialer Hinsicht vielfach ein Paria geworden. Wir haben bereits angedeutet, daß es für ihn in negerreichen Gegenden eigene Wartesäle und Eisenbahnwagen gibt. Ihre Aufschrift lautet „Nur für Farbige“ und sie sind außerordentlich schmutzig, kaum noch menschenwürdig und letztere erinnern an unsere Viehwagen. Der Neger darf sich in keinem Bahrestaaurant niederlassen. Miß Elizabeth Banks, eine angesehene „weiße“ Journalistin, erzählt im Londoner „Nineteenth Century“ von einer Probe, die sie gemacht, um zu erfahren, ob ein äußerlich weißes, aber von Negerblut nicht ganz freies Mädchen zu denselben Bedingungen wie reinweiße Studentinnen in einer Mittelschule der Vereinigten Staaten aufgenommen werden würde. Das Ergebnis war, daß kein einziges der 30 Kollegien, an die sie schrieb, das betreffende Mädchen aufnehmen wollte!! Ebenso schlimm wie diese gesellschaftliche Zurücksetzung und Absonderung ist die Tatsache, daß die Schwarzhaut vom Weißgeicht häufig mit größter Willkür mißhandelt und nicht selten grausam „gehängt“ wird. Im „Nineteenth Century“ teilt Dr. C. Tobias, ein farbiger Geistlicher der amerikanischen Kirche“, mit, daß im Jahre 1899 in der Union weit über 100 Neger von Weißen wegen allerlei Vergehen, wirklicher oder angeblicher Verbrechen oder auch nur unter Vorwänden gehängt wurden: „Selbstverteidigung, Rassenvorurteile, Schwagen, Mord, Diebstahl, Scheunenanzünden, Raubverdacht, Beleidigung eines Weißen, Brandstiftung, Mordversuch, Ablegen von Aussagen bei Gericht, Nichtablegung von Aussagen bei Gericht, „Ubel tun“, Värminachen, Schreiben eines groben Briefes.“ Gewiß begehen die Schwarzen manche Gewalttätigkeit gegen die Weißen, allein das ist meist Wiedervergeltung, eine Folge der durch die Grausamkeiten der Weißen hervorgerufenen Erbitterung, des durch unchristliche und gesetzwidrige Verfolgung erzeugten Hasses.

Kräftige Nahrung findet dieser auch in dem höchst ungerechten „Sträflingsvermietungs-system“. Das ist eine schreckliche Einrichtung; Tobias schreibt darüber: „Die im Bürgerkrieg besiegten Sklavenhalter haben eine neue Art von Knechtschaft erfunden. Tausende befreiter Sklaven wurden auf Grund leichtfertiger Beschuldigungen verurteilt und an die meistbietenden Arbeitgeber¹⁾ vermietet.“ (Angeblich weil im Bürgerkrieg die südlichen Gefängnisse zerstört worden waren, die Missetäter also nicht anders bestraft werden konnten.) „Die Gefangenen jeden Alters und Geschlechtes halten sich Tag und Nacht ohne Absonderung nebeneinander auf. Das hat eine große Unsittlichkeit und eine ungeheure Sterblichkeit zur Folge. Weibliche Personen werden wegen geringfügiger Verfehlungen gegen die willkürlichen Vorschriften der Arbeitgeber ganz nackt in Gegenwart der Männer und Knaben gepöbelt. Oft werden zur Verhinderung von Fluchtversuchen Hundehunde gehalten. . . Die Arbeitszeit dauert häufig 16 bis 20 Stunden täglich — ohne Unterschied des Wetters. Die Ernährung ist sehr elend, die Kleidung ungenügend; letztere wird in vielen Fällen getragen, bis sie buchstäblich zerfällt. Die Peitschung erfolgt mit Lederknuten. Tausende von Kindern werden hier geboren und wachsen in der Schule des Verbrechens auf.“ Manche „Unternehmer“ haben durch das Mieten und Weitervermieten gefangener Neger große Vermögen verdient. Auch um ihr gesetzliches Stimmrecht sind die Schwarzen durch die Gewalttätigkeit der herrschenden Rasse gebracht worden.

Angeichts all dieser traurigen Umstände können wir Tobias nicht ganz

¹⁾ Zur Arbeit in Bergwerken, auf Getreide- oder Baumwollfeldern, bei Eisenbahnbauten usw.

Unrecht geben, wenn er die Frage, ob die Farbigen in der Union wirklich frei sind, entschieden verneint und der Ansicht ist, sie befinden sich in einem Verhältnis niedriger Knechtschaft, welche um nichts besser sei, als die frühere leib-eigene Sklaverei, die ihnen wenigstens den Lebensunterhalt sicherte. Und erwägen wir das Für und Wider unbefangen, so können wir nicht gut annehmen, daß



Vornehme serbische Dame. (Zu S. 405.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

die Farbigen in den Vereinigten Staaten eine große Zukunft haben. Übrigens auch schon deshalb nicht, weil die Schwindsucht sie furchtbar dezimiert. Wir schließen mit den folgenden einschlägigen Stellen aus einem Aufsatz des schwarzen Arztes Dr. Furness Shadd: „Selbst unter günstigen gesundheitlichen Bedingungen ist die Sterblichkeit der Neger doppelt so groß als die der Weißen: Hauptur-

sachen sind hohe Kindersterblichkeit, Skrofeln, Magenkrankheiten, Tuberkulose und die Einflüsse der Vererbung. Wie die Dinge jetzt liegen, ist eine (an sich sehr wohl mögliche) Selbsthilfe der Neger nicht zu erhoffen. Der größte Feind der Schwarzen — und noch mehr der Mulatten — ist die Schwindsucht, die namentlich



Serbische Bäuerin in Nationaltracht. (Zu S. 405.)

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

in den Städten furchtbar unter ihnen aufräumt. Gewohnheit und Veranlagung der Rasse führen hier zu einem engen Zusammenwohnen in den am dichtesten bevölkerten Stadtteilen; da findet man sie zusammengedrückt in kleinen dumpfigen Räumen, ohne Licht und Luft. Die Verhältnisse dieser Wohnungen sind in gesundheitlicher Beziehung wahrhaft schreckenerregend. Die Untersuchungen haben festgestellt, daß die Schwindsucht erst nach Aufhebung der Sklaverei unter den Negern zu wüten begann — bis dahin stellte der Leibeigene einen gewissen Geldwert dar, für

dessen Erhaltung der Besitzer in seinem eigenen Interesse sorgte. Im Jahre 1860 war z. B. in Charleston die Sterblichkeit der Neger und Weißen gleich, nämlich 12 von 1000, 1895 dagegen starben von jenen 30 und von diesen 18 von 1000; im Verlaufe von 30 Jahren erlagen dort — bei annähernd gleicher Volkszahl der Rassen — 1525 Weiße und 4975 Farbige der Schwindsucht. Der sicherste Maßstab des ungewöhnlichen Niederganges der Schwarzen Amerikas ist die von den Lebensversicherungsgesellschaften als notwendig erkannte Praxis, von Negern eine bedeutend höhere Prämie zu verlangen, als von den Weißen. Die Negerbevölkerung verschwindet ziemlich rasch, und von Seiten der herrschenden Klassen geschieht gar nichts, um diesen Prozeß aufzuhalten“.

Wie bei den Indianern, wäre auch bei den Schwarzen das Verschwinden die gründlichste Problemlösung. Inzwischen aber wäre es dringend geboten, allseitig auf die Milderung des sinnlosen Rassenhasses hinzuwirken und den Negern eine gerechte und menschenwürdige Behandlung angedeihen zu lassen. Sie würden sich dafür zweifellos dankbar erweisen.

Die Erforschung der Ruwenzorikette.

(Mit einer Karte.)

Die große Forschungsexpedition, welche Prinz Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzog der Abruzzen im Sommer 1906 nach dem Innern des äquatorialen Afrika unternommen, hat uns genaue Kenntnis eines der bedeutendsten Erhebungsgebiete des schwarzen Erdteiles, der Ruwenzorikette gebracht. Über Aufbau, Gliederung, Höhenverhältnisse und Eisbedeckung dieses Gebirges sind wir nun vollkommen unterrichtet und mannigfache Irrtümer, welche die Vorgänger des Herzogs bezüglich des Ruwenzori begingen, sind jetzt endgiltig beseitigt.

Haben wohl schon 1864 Sir Emanuel Baker und 1876 Romolo Gessi die Ruwenzorikette gesehen, so gilt doch als ihr eigentlicher Entdecker Henry Stanley, welcher dieselbe im Mai 1888 auf seinem Zuge zu Emin Pascha auf fand und im nächsten Jahre an ihrer Westseite entlang südwärts zog. Der erste Europäer, welcher genauere Kunde über den Ruwenzori brachte, war der Deutsche Franz Stuhlmann, der 1892 einen Ausflug in das Gebirge unternahm und als höchsten Punkt den Gipfel des Mlimbi (4063 Meter) erreichte. Im Jahre 1894 kam Scott Elliot hierher; zwei Besteigungsversuche mußte er in Höhen von 3852 und 3395 Meter aufgeben. Höher, nämlich bis 4541 Meter, gelangte 1899 John Edward Moore, versuchte aber nicht zu bestimmen, welcher von den vielen Gipfeln der höchste sei. Sehr ungenau waren die Beobachtungen Harry Johnstons im Jahre 1900, der nur eine Höhe von 4520 Meter erreichte; der Spitze, welche er für die höchste hielt, gab er die übertriebene Höhe von 6096 Meter, schätzte die ununterbrochene Ausdehnung der Gletschermasse auf 32 Kilometer und die Entfernung zwischen dem nördlichsten und dem südlichsten Gipfel auf 48 Kilometer, welche Angaben insgesamt als irrtümliche jetzt erwiesen sind. Tieferen Einblick in den Aufbau des Gebirges scheint der Schweizer Geologe Dr. David 1904 gewonnen zu haben, wenn auch die von ihm erreichte Höhe von 5100 Meter stark bezweifelt wird. Manche schöne Erfolge erzielte 1905

Douglas Freshfield, wurde aber später durch Schneesturm und Nebel an seinen Untersuchungen behindert. Noch im Jahre 1906 hatte der Herzog der Abruzzen Vorgänger im Ruwenzorigebiet. Im Jänner gelangte der Österreicher Grauer auf den Grat, im Februar erstieg der Engländer Wollaston als erster die Semper Spitze (4676 Meter).

Außer den Genannten verdient auch Leutnant Behrens von der deutsch-englischen Grenzkommission Erwähnung, welcher von Südost aus die Lage von sämtlichen Massiven nahezu richtig bestimmte und auch Höhenmessungen lieferte, welche denen des Herzogs ungemein nahe kommen.

Daß aber die Expedition des Herzogs der Abruzzen alle früheren Unternehmungen an Erfolgen weit übertraf, erklärt sich aus dem praktischen Zusammenwirken zahlreicher Umstände. Brix Förster faßt sie im „Globus“ in folgender Weise zusammen: „Er verfügte über reichliche Mittel, er war ein welterfahrener Reisender, ein Bergsteiger ersten Ranges, wie er schon im Himalaya und in Alaska bewiesen, eisensfest von Gesundheit und abgehärtet gegen alle Arten von Strapazen. Er faßte schon in Europa den Entschluß, den Ruwenzori und dessen höchste Gipfel zu ersteigen und direkt darauf loszumarschieren, unbekümmert um das, was etwa Interessantes und Anziehendes rechts und links von seinem Wege lag; er konzentrierte seine volle Tatkraft auf das eine Ziel.“

In der außerordentlichen Versammlung der Italienischen Geographischen Gesellschaft zu Rom am 7. Jänner 1907 hat der Forschungsreisende persönlich über seine Expedition Bericht erstattet.¹ Nachdem die Vorbereitungen zur Reise mit der größten Vorsicht getroffen waren, verließ er am 16. April 1906 Neapel. An der Ostküste Afrikas angekommen, fuhr er am 4. Mai auf der Ugandabahn nach Entebbe am Viktoria Njansa, wo der Gefährte seiner beiden früheren Forschungsreisen, Kapitän Umberto Sagni wegen Erkrankung an Malaria zurückbleiben mußte. Am 14. Mai verließ die Expedition Entebbe und traf am 29. Mai in Fort Portal ein, wo der Herzog den Forscher Wollaston vorfand. Dieser war vor kurzem von seiner Ruwenzoritour dahingekommen und unterrichtete ihn über die Lage und Gestalt der höchsten Spitzen im Ruwenzorimassiv.

Die Hauptteilnehmer an der Expedition des Herzogs waren der Schiffsleutnant Edoardo Winspeare, der Arzt Achille Cavalli Motinelli, der Photograph Vittorio Sella, der Geolog Dr. Alessandro Roccati, außerdem nahmen die berühmten piemontesischen Bergführer Giuseppe Petigay und Cesare Dlier aus Courmayeur an der Expedition teil. Die Ausrüstung mit Zelten, Instrumenten, Proviant usw. bestand aus 194 Kisten von je 23 Kilogramm, für deren Transport von Uganda aus 131 Träger nötig waren. Auf dem etwa 290 Kilometer langen Wege von Entebbe bis Fort Portal schwoll die Karawane auf 400 Personen an.

Von Fort Portal bis Honda am Fuß des Gebirges brauchte die Expedition drei Tage. Von dort am 1. Juni aufbrechend, folgte die Karawane dem Tal des Mobuku und erreichte nach Überschreitung einiger Bergströme Bojongolo in einer Höhe von 1200 Meter, wo sie sich der Hütte des Forschungsreisenden Wollaston bedienen konnte. Da das Gelände immer schwieriger wurde, mußte man einen großen Teil der Träger zurücklassen und brach am 6. Juni mit nur 70 Trägern trotz Nebel und Regen von Speke auf. Bei Kichuhu wurde in einer Höhe von 2997 Meter ein Lager aufgeschlagen. Hier verweigerten

¹ Dieser Bericht ist im „Bollettino della Società Geografica Italiana“ Serie IV, Vol. VIII, Nr. 2, vom Februar 1907 erschienen.

die Eingeborenen den weiteren Marsch, den dichtes Waldgestrüpp immer schwieriger gestaltete. Dennoch konnte man nach einigen Tagen das in 3798 Meter Höhe gelegene Standquartier bei Bujongolo unter einem überhängenden Felsen und auf einer feuchten und schmalen Stelle aufschlagen. Am nächsten Tage stieg der Herzog mit dem Photographen Sella und den beiden piemontesischen Bergführern zum höchsten Grat hinan. Hier genoß er den wolkenfreien Anblick des Speke und des Stanley und auf letzterem unterschied er deutlich die höchsten Gipfel der Ruwenzorikerne. Von diesen trennte ihn das tiefe Bujuku-Tal und von letzterem selbst schloß ihn eine senkrechte Felswand zu seinen Füßen ab. Ebenso unmöglich war es längs des Grates nach Westen zu klettern. Aber bei längerem Umherwandern auf dem Grat machte der Herzog die wichtige Entdeckung, daß von dem Scott-Elliot-Paß, den er ziemlich dicht unter sich sah, ein Taleinschnitt zwischen dem Baker und Stanley südwärts in die Tiefe führe. Von diesem Paße die höchsten Spitzen zu erreichen schien ihm leicht. Am in den Taleinschnitt zu kommen, mußte er zuerst nach Bujongolo zurück und dann versuchen, von hier aus in westlicher Richtung dahin zu gelangen. Aber strömender Regen zwang ihn mit seinen Genossen drei Tage auf der unbequemen Lagerstelle von Bujongolo untätig zu verharren, bis in der Nacht auf den 15. Juni ein Ostwind den Nebel vertrieb. Die beginnende Klarheit wurde sofort zum Weitermarsch benutzt. Sieh am 15. nach Westen wendend, kam der Herzog zu zwei kleinen Seen und erreichte von hier aus in nördlicher Richtung den ersehnten Paß.

Am Abend wurde in 4500 Meter Höhe angesichts der höchsten bisher noch nicht betretenen Gipfel ein Lager aufgeschlagen. Der Anstieg über den Elena- und Stanley-Gletscher war leicht; eine schwierige touristische Aufgabe war aber die Erklommung der Alexandra- und Margheritaspitze. Am 18. Juni pflanzte der Herzog die ihm von der Königin-Mutter gespendete italienische Flagge auf der Margherita, dem höchsten Gipfel der Ruwenzorikette auf. An diesem Tage erlebte er jedoch noch eine zweite Freude; der von seinem Malariaanfall genesene Kapitän Cagni war alsbald der Expedition nachgeeilt und traf nach zwölfstägigem Marsche von Entebbe aus eben in Lager von Bujongolo ein. Da es des Herzogs Absicht und Ehrgeiz war, sämtliche Hochgipfel des Ruwenzori zu nehmen, wurde nach viertägiger Rast die Gesellschaft in zwei Partien geteilt. Nachdem der Herzog am 20. Juni nochmals die Alexandraspitze, dann Elena und Savoia erstiegen hatte, wurden in der Zeit vom 22. Juni bis 10. Juli das Massiv des Speke und Emin, die King Edward-, Moore- und Wollastonspitze und zuletzt der Stairsgipfel bestiegen. Als auf dem Rückmarsche durch das Bujukutal plötzlich der Gessi in voller Größe sichtbar wurde, stattete er auch diesem noch einen Besuch ab.

Am 21. Juli traf die Expedition wieder in Fort Portal ein. Dort fand man den englischen Reisenden Harry Johnston, mit welchem der Herzog die Benennung der einzelnen Gipfel vereinbarte. Mehrere Höhen behielten auf Wunsch des Dr. Stuhlmann die von diesem erteilten Namen. Mit Recht hat der Herzog die schwankenden und zweifelhaften Benennungen der Eingeborenen abgelehnt, da diese zwar die Täler, aber nicht die Gipfel kennen. Es ergibt sich nun folgende Übersicht der Massive und Gipfel des Ruwenzori (die Namen der kulminierenden Gipfel jedes einzelnen Massivs sind durchgeschossen) samt ihrer Höhe nach den Messungen des Herzogs und seiner Begleiter, und zwar in der Reihenfolge von Nord nach Süd:

Die Kette des Ruwenzori

nach den Aufnahmen der Expedition des Herzogs der Abruzzen 1906.

Geogr. Rundschau XXIX. 9. Heft.



Maffiv	Gipfel	Meter
Gessi:	Nolanda	4769
	Böttego	4719
Gmin:	Umberto	4815
	Kraepelin	4801
Speke:	Vitt. Emanuele	4901
	Johnston	4948
Stanley:	Margherita	5125
	Alexandra	5105
	Möbius	4945
	Glena	4995
	Savola	4980
Vafer:	King Edward	4873
	Semper	4829
	Moore	4654
	Wollaston	4659
Luigi di Savoia:	Weissmann	4663
	Sella	4659
	Stairs	4590

Die beiden höchsten Gipfel Margherita und Alexandra, die auf 5125 und 5105 Meter bestimmt wurden, sind bisher überschätzt worden und Kilimandscharo (6130 Meter) und Kenia (5243 Meter) behaupten somit ihren Rang als die höchsten Erhebungen Afrikas.

Der Herzog und seine Begleiter haben während ihres Aufenthaltes in den Alpenregionen des Ruvenzori nicht nur das ganze Gebirge photographisch und kartographisch aufgenommen, sondern auch alle sonstigen geographischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen angestellt, welche ihnen Zeit und Umstände gestatteten. Den vulkanischen Ursprung des Ruvenzori hält der Herzog gleich früheren Forschern für ausgeschlossen. Die Berggletscherung, welche in einer früheren Erdperiode viel bedeutender war, ist heute gering; Gletscher erster Ordnung gibt es nicht mehr, sondern nur solche zweiter Ordnung, und zwar bloß in den höchsten Lagen oder in breiteren Schluchten.

Am 14. August 1906 traf die Expedition wieder am Viktoria Njansa ein und einen Monat später landete der Herzog der Abbruzzen in Marseille.

Ergebnisse einer Wanderung durch Serbien.

Von Seminaroberlehrer Emil Schlegler in Pirna.

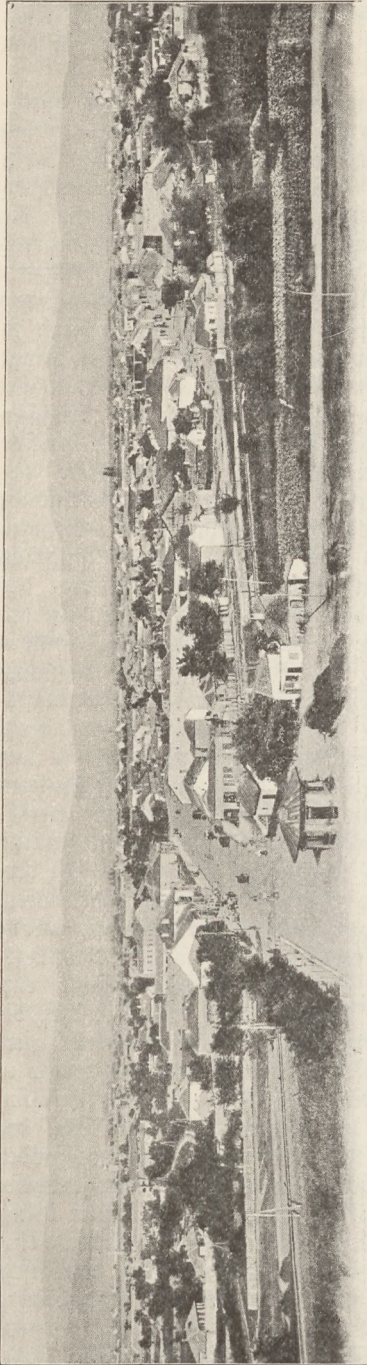
Belgrad lag noch im Banne derer, die wohl vaterlandsliebig, aber nicht selbstlos genug die Hände mit dem Blute ihres schuldvollen Königspaares besleckt hatten. In halbstündiger Dampferfahrt ging es von Semlin hinüber in die im Lichte der Nachmittagssonne erglänzende Stadt. Die Hotels standen fast leer, der Verkehr war lahmgelegt. Der Marktplatz jedoch bot ein bunt belebtes Bild. Die Landleute waren wie allsonnabendlich in ihren farbenprächtigen Gewändern erschienen, um ihre Erzeugnisse an Geflügel, Eiern, Obst, Melonen, Tomaten u. a. feilzuhalten; aber — es fehlte an Käufern. Unter den vielen stattlichen Bauten erregte besonderes Interesse der Konak. Wichtiger dünkte mich aber die neue Landeskreditanstalt, die dem zum Teile arg verschuldeten Landvolke eine

Gefundung der wirtschaftlichen Zustände bringen soll und es wird gefunden. An der von König Alexander begründeten Militärakademie und an der Infanteriekaserne vorüber, wo eine große Menge Fußtruppen in Zelten untergebracht war, wanderte ich weiter dem Park von Toptschider zu. Am Fuße des Toptschidersko Brdo lag als letztes Haus die einem Deutschen gehörige Großbierbrauerei. Sie zeigte offensichtlich, was ich später häufig bestätigt fand: Ja, die Deutschen haben hier in Serbien noch eine Zukunft, überall hat die deutsche Sprache ihre Vertreter; der deutsche Kaufmann, wie der gewöhnliche Mann mögen sich nun danach richten und nicht etwa in unberechtigter und politisch unkluger Weise über serbische Verhältnisse zu Gerichte sitzen und sie wohl gar verdammten. Langsam eröffnete sich dann beim Aufwärtstreben das gebirgige, waldreiche Innere des geschmähnten Landes. Im Vordergrund dominierte die Avala, eine von den Belgradern gern besuchte Bergeshöhe, von der die Wohnung des dort stationierten Kreisförstern hell herabblinkte. Rückwärts schauend streckte sich die Königsstadt, schönere und prächtiger als ihr Bild von der Donau aus erschienen war. Hier jenseits der Save schlug einst auf weiter Ebene Prinz Eugen sein Lager; Semlin grüßte herüber, und darüber hinaus blaute der Höhenzug, wo König Milan im Kloster Kruschedol von seinem unruhigen Leben ausruht. Alexander aber darf hier rechts zwischen den Bergen in vaterländischem Boden schlafen, er, der durch Irrungen und Wirrungen seines jungen Lebens bis zur unheilvollen Katastrophe schritt.

Der Park von Toptschider ist ein ganz prächtiger Ausflugsort für die Hauptstädter. Zu Fuß, in der elektrischen Straßenbahn und mit der Eisenbahn kann man ihn erreichen. Wohlgepflegte Rasenplätze wechseln mit Blumenanlagen, Gesträuch mit majestätischen Bäumen. Natur und Kunst haben sich bemüht das „Kanoniertal“ ganz europäisch zu machen; es ist schön, wie es zu Hause nicht anders sein kann. Doch horch! Kettengeklirr. Es stammt von einigen Militärsträflingen, die jeden Tag durch die ganze Stadt hierher nach Toptschider geführt werden, um in der königlichen Meierei mit nützlicher Arbeit ihre Verbrechen, beziehungsweise Vergehen zu sühnen. Auf schattigen Promenadenwegen wandte ich mich nun zu dem durch König Peter erfreulicherweise wieder geöffneten Hirschpark (Košutnjak); ein Baum mit einfachem Geländer kennzeichnete die Stelle, wo einst Fürst Michael Obrenović den Händen der Verschwörer erlag. Auf Muraten des gesprächigen alten Förstern, eines Wiener Kindes, der nun schon dem dritten Könige dient, stattete ich noch dem schmucklosen Schlößchen in Toptschider einen Besuch ab, wo jener Fürst sein Leben aushauchte; zwei altersgraue, breitkronige Bäume vor dem Eingange wiesen den Weg dahin, wo jetzt ein kleines Museum mit Erinnerungszeichen, echt orientalischen Gewändern, Waffen u. a., sowie das Post- und Telegraphenamt untergebracht sind. Es war ein gastliches Haus, wie denn überhaupt in Serbien die Gastfreundschaft noch hochgehalten wird; ich gewann hier einen Einblick in das Leben und Kämpfen einer früh verwitweten serbischen Frau. Der Abend dämmerte heran, als ich den Rückweg antrat. Doch das herüberstrahlende elektrische Licht der Stadt erhellte ihn zur Genüge, und bald hielt ich im „Heiduk veliko“ meinen Einzug. Noch einmal überspannte mein Blick andern Tages von dem prächtigen Stadtparke Kalemegdan aus den majestätischen Strom, der hier, wo die schiffbare Save sich in seine graublauen Fluten ergießt, wohl gegen 1500 Meter breit ist, dann trat ich durch die drei gewaltigen Tore in die Festung ein, wo die nun allerdings schwach gewordenen Wälle von dem jahrhundertlangen erbitterten Ringen des Christentums und des Moham-

medismus, des Abend- und des Morgenlandes reden und wo besonders das Grab Kara Mustaphas von einstiger türkischer Größe erzählt, die erst vor etwa 40 Jahren hier ihr definitives Ende gefunden hat — dann giug es in das Herz Serbiens hinein.

In modernen Verkehrsmitteln ist das Land ziemlich arm. Straßen durchziehen es freilich in allen Richtungen und auch im genügenden Zustande. Doch das Eisenbahnnetz befindet sich noch im Stadium der ersten Entwicklung. Kein Wunder, wenn sowohl Handel wie Industrie trotz des ziemlich bedeutenden Vorkommens an Erz und Kohle auf nur niedriger Stufe stehen, wenn die Landwirtschaft trotz der anerkannten Fruchtbarkeit keine wesentlichen Fortschritte macht und wenn die Hebung des Volkes und die Besserung in der Volkswirtschaft nur langsam vor sich geht. Der Hauptschieneustrang ist die Orientbahn; sie durchschneidet das Land in südöstlicher Richtung und gabelt sich in Reich in zwei Teile. Von ihr zweigen vier oder fünf Nebenbahnen ab. Im ganzen bringt es Serbien zurzeit auf kaum 600 Kilometer Bahnstrecke. Auch die Schifffahrt ist unbedeutend; sie beschränkt sich auf die Donau und die Save. Beide vermögen aber als Grenzflüsse der Erschließung des Landes keine nennenswerten Dienste zu leisten. Ich benutzte von Belgrad aus den Perionenzug der Hauptlinie, der mich in schöner abwechslungsreicher Fahrt und in angenehmer Gesellschaft zunächst bis Papovo brachte. Papovo ist der Ausgangspunkt der Militärbahn nach Kragujevac, das zurzeit wohl als der größte serbische Militärplatz gilt. Es liegt abseits von dem gewöhnlichen Wege, unbeobachtet von der Außenwelt mitten in der Schumadija, einer der fruchtbarsten Gegenden des Landes. Und gerade jetzt konnte das Auge sich an den ertragsreichen Gefilden erfreuen, die hie und da von dem frischen Grün, von Busch und Wald umsäumt waren, gerade heute konnte es sich ergötzen an den reizvollen, farbenreichen Volkstrachten. Es war ein rechter Sonntag, und die Schumadinzi hatten wohl alle ihre besten Stücke hervorgeholt. Auf jeder Station standen sie, Männer und Frauen, junge und alte in ihren teils reinweißen, teils buntmalerischen Anzügen und erwarteten plaudernd den Zug. Das ganze Dorfleben schien sich hierher konzentriert zu haben. In der Stadt dagegen war es still; die Gassen ziemlich leer, die Läden geschlossen, selbst die zahlreichen Kneiplokal und Cafés fast verödet. Daß aber auf diesen elenden Fußsteigen, die ebenso schlecht gepflastert waren, wie die Fahrbahn, niemand zum Vergnügen auf- und abgehen mochte, merkte ich bald; und die Kaufleute und andere hatten wohl wie die unseren Sonntagsruhe. Doch in der Dämmerung, der in kurzer Zeit die Dunkelheit folgte, entwickelte sich ein ziemlich lebhafter Verkehr. Die Verkaufsläden taten sich auf, die Wirtschaften füllten sich. Die meisten Gäste, unter denen auffallend viel Offiziere waren, saßen im Freien, in jedes lockten die Klänge der Musik. Ich folgte in eines der besseren. Den Weg dahin erleuchtete das Licht (Acetylen oder Gasolin) von drinnen; Straßenlaternen waren etwas Unbekanntes. In der Nähe des Einganges stand ein Tisch, auf dem Zeitungen auslagen. Unter anderem fanden sich 2 deutsche aus Wien und zu meiner Überraschung — die Weggendorfer Blätter. Getränke und Speisen waren zufriedenstellend und dabei immer billig. Gefülltes Weißkraut z. B. kostete 40 Heller, eine halbe Ente 60 Heller. Und das Kulturzeichen: Zahnbocher standen an allen Orten zur Verfügung. Elektrische Klingeln waren nichts Seltenes. Von Kragujevac fing die eigentliche Fußwanderung an; ich wollte südwärts nach Kraljevo. Tal und Hügel, Buchenwälder, fruchtreiche Felder und blumige Wiesen wechselten im Landschaftsbilde dieses Teils



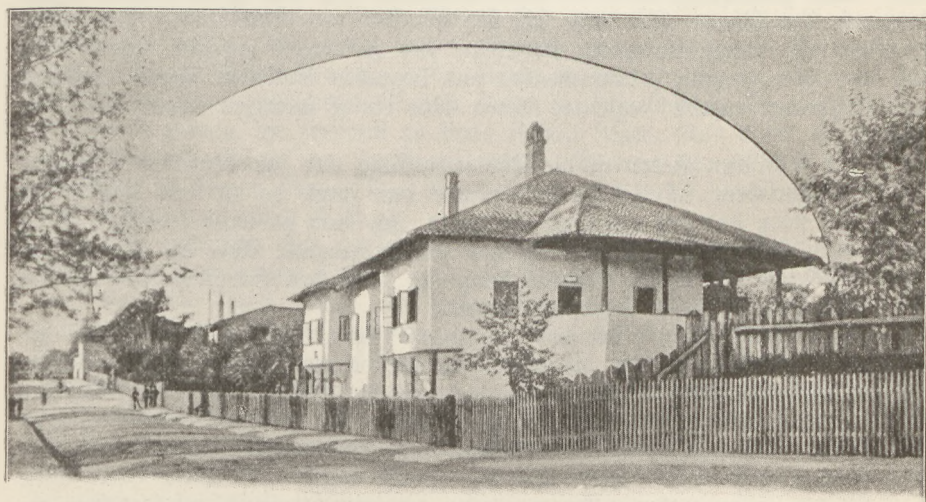
Ufisch vom Bahnhof aus gesehen.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

der Schumadija miteinander ab. Freilich mußte der Boden fast alles aus eigener Kraft hervorbringen, da der serbische Landmann eine besondere Düngung nicht kennt. Er adert, sät und erntet. Mais und Roggen sind seine Hauptfeldfrüchte. Sie werden auch gleich im Freien von Pferden, seltener von Ochsen ausgetreten. Das Stroh läßt er vielfach verderben. Er weiß nichts damit anzufangen, und der mütterlichen Erde wird auf diese Weise wenigstens etwas neue Nahrung zugeführt. Auf einigen Wiesen standen noch im Hochsommer — die Heuhaufen. Das war verwunderlich. Doch man schneidet ja nur einmal. Das Heu lag oft aufgestapelt unter einem Baume, wie eine Feine sah aus. Manchmal war zu diesem Zwecke eine Art Schuppen gebaut, die Wände wie ein Korb geflochten. So machte alles den Eindruck des Einfachen, des Rückständigen. Auf brachliegenden Feldern weideten zahlreiche Herden, die meistens aus Ochsen bestanden. Sonst gab es noch Schafe und Ziegen; auch Gänse und Hühner wurden in ziemlicher Menge gehalten. Die Schweinezucht stand hier anderen Teilen des Landes gegenüber, wie z. B. dem Kasinatale zurück. Als Hirten fungierten meistens kleine Kinder, Knaben, die tabellos ihre kleinen Pferde beherrschten. Wer war es, der mir da entgegenkam? Ein kaum fünfjähriger Junge saß — ohne Sattel — stolz zu Roß und hinter ihm im Hemdchen sein vielleicht zweijähriges Schwesterchen, das sich mit beiden Händen an dem Bruder festhielt. Jung gewohnt, alt getan. Auch die Frauen saßen nach Männerart zu Pferde. Hier am Wegrande hockte ein etwa vierjähriges Mädchen bei seinen Ziegen; es wußte schon etwas vom Ernste des Lebens, denn fleißig drehte



Letzte Ansiedlung auf dem Wege zum Kopaonik.
(Nach einer photographischen Aufnahme von E. Schleiter.)



Straße in Kragujevac.
(Nach einer photographischen Aufnahme.)

es mit einer Handspindel den Faden. Langweilig konnte der Marsch nicht werden, immer gab es Abwechslung. Militärische Fouragewagen mit dem landesüblichen Ochsengespanne eröffneten den Reigen des reichen Verkehrs. Ein etwas ungewohnter Anblick, Marszföhne als Ochsenlenker zu sehen. Lastwagen mit Brettern, Ziegeln, Heu, Branntweinfässern u. a. folgten. Charakteristisch waren sie hinten höher gebaut und auch höher betrachtet als vorn; an der Seite oder unter dem Wagen schwanke die unentbehrliche Schmierbüchse. Die Zugtiere waren durch die Koppel verbunden, so daß sie leicht ein Willen bezwingen konnte. Dann kamen wieder Wasser- und andere Lastträger. Ähnlich den Tieren hatten sie das Tragholz im Nacken; die Bürde dünkte ihnen so leichter. Soldaten in ausbesserungsbedürftigem Schuhwerk und etwas zerschiffener Uniform kürzten jetzt eine Zeitlang den Weg; sie mußten wohl ebenfalls nach Kraljevo. Doch mit solchen zu gehen war keine Auszeichnung. Im Han zu Slepak lockte mein Erscheinen eine ziemliche Anzahl von Männern herbei. Sie strahlten vor Freude, daß ein Deutscher sogar etwas ihre Sprache verstand. Neugierig schauten sie auf die vorgelegten Karten. „Bulgarien ist so groß und Serbien so klein,“ kam es bedauernd von ihren Lippen. Schlummerte etwa auch in ihnen der Wunsch nach Großserbien? Für Mittag war eine kleine Raft vorgesehen. Da ich mir dafür aber eine bestimmte Stunde festgesetzt hatte, so schlenderte ich sorglos an dem Hane vorbei, wo dazu die letzte Gelegenheit war. Und von jetzt ab ließ sich nichts mehr sehen. Die Dörfer lagen meist abseits der Straße, hinter einer Bodenwelle, einem Hügel und dazu noch im Grün versteckt. Ziegeleien, wo die Ziegel nach Weise der Holzfohle gebrannt wurden, gab es des öfteren, aber ein Wirtshaus nicht mehr. Da habe ich mir einen Platz an der Straße unter grünem Laubdache ausgesucht. „Wenn nur was käme!“ Und es kam. Ein Offizier saß darin. Frage — Antwort, und ich fuhr im „Fijaker“ weiter. Die unscheinbaren Pferde waren ausgezeichnete Kenner. Immer ging es im Trab. Noch mehrere Stunden waren es bis zum heutigen Ziele. Jetzt lenkten wir in das Tal der westlichen Morava ein; rechts Höhenzüge, links die weite Talebene, und eine halbe Stunde später donnerte der Wagen über das schlechte Pflaster von Kraljevo. Die ersten Häuser links waren Kasernen, Kavallerie und Infanterie lag hier. Doch nicht alle der hier untätig herumstehenden und liegenden Soldaten ließen sich durch das Erscheinen meines Begleiters stören. Nur einige sprangen empor und salutierten.

Im serbischen Heere ist die Ehrenerweisung nur für denselben Truppenteil vorgeschrieben. „Hotel Paris“ nannte das Haus da an dem kreisrunden Platz sich stolz, das mir zur Herberge ward. Ich kann es nicht vergessen. Doch nicht etwa, weil es schlecht war, ich war gut aufgehoben. Aber als ich langsam meine Wünsche auf serbisch äußerte, klang es: „Sprechen Sie doch deutsch!“ Es war eine Frau aus dem kroatischen Agram.

Das Stadtbild von Kraljevo bot nichts Neues. An den breiten, stets gepflasterten Straßen standen die niedrigen, einstöckigen Häuser, in den Hauptstraßen in geschlossener Reihe, in den anderen von Gärten umgeben. Besondere Schauäden kannten nur die Krämer. Die Handwerker benutzten einen Teil ihres Hauses als — gewöhnlich offene — Arbeits- und Verkaufsstätte zugleich. Eine Tür und Fenster gab es hier nicht. Die Erzeugnisse lagen auf einem Brett offen da oder hingen an Haken. Am wenigsten appetitlich waren insolgedessen die Fleischerläden. Die Fliegen konnten sich ebenso ungehindert an die Waren ansetzen wie der Straßenstaub.

Bei Kraljevo mündet der Ibar in die Morava. Er sollte mir für die weitere Wanderung den Weg zeigen. Am Westende der Stadt ging es im Morgenrauen hinaus. Der Himmel war trüb und zeigte Neigung zum Regnen. Die Straße, die in der anfangs breiten Talebene aufwärts führte, bog allmählich, dem Flußlaufe entsprechend, nach Süden um. Wohlangebaute Getreidefelder waren auch hier die nächste, gleichmäßige Umgebung. Links drüben lag im Glanze der Morgensonne Kloster Zica (Schiticha). Ein verwahrloster Friedhof, wo die Gräber mit rotweißen Fähnchen geschmückt waren, kündete die Nähe eines Dorfes. Zahlreiche Pflaumenbäume umgaben die Häuser, Haufen von Krähen, auch Elstern riefen mir von da ihren Morgengruß entgegen. „Wohin wollen Sie?“ klang da auch eine menschliche Stimme aus der mit einem einfach gezierten Tore versehenen Einfriedigung heraus. Der Mann stand am Pferch bei seinen Pferden. „Ich will nach Studenica!“ (Das ist ein Kloster, das Heiligthum Serbiens, etwa 10 Stunden südlich gelegen.) Befriedigt nickte jener mit dem Kopfe. In seiner Einfalt glaubte er wohl, ich sei ein frommer Pilger, und „Behüt Sie Gott!“ tönte mir nach. Die Berge rückten endlich näher. Eine Höhe nur braucht die Straße schlängelnd zu überwinden, dann verläuft sie wieder langsam, aber stetig ansteigend im Tale. Fast immer am Ufer, macht sie alle die unzähligen Windungen mit, die der Fluß durch das Gebirge in Jahrtausenden durchgearbeitet hat. Es ist ein herrliches Stück Erde, das Ibartal, wohl das schönste auf der ganzen Balkanhalbinsel. Schäumend und dann wieder ruhigen Laufes kommt der Ibar daher. Durch sein Rauschen dringen die kräftigen Stimmen größerer Zikaden, die sich an den Stämmen mächtiger Buchen einen erhöhten Standpunkt ausgesucht haben. Selten huscht ein Wasservogel vorüber. Sonst ist es still; alles andere Tierleben scheint ertötet zu sein. Doch die leblose Natur bietet genug des Schönen. Bergriesen recken sich, auf allen Seiten türmen sie sich zum Himmel auf, Bergspitze reiht sich an Bergspitze bis zur unbestimmbaren Ferne. An dieser Gebirgsmauer haben gewaltige Regengüsse breite und tiefe Schroffen gerissen. Auch die Straße ist auf ein Drittel ihrer Breite zerstört. An einer Stelle geht es heute sogar durchs Wasser. Soviel Schaden können die zwei Arbeiter da nicht so schnell wieder gut machen. Und heute regnet es sicher wieder. Schade! Da taucht die lange ersehnte Ruine Maglic auf. Was bedeutet wohl die hier in der Einsamkeit? Ihre imposanten Mauern stehen im schneidenden Gegensatz zu den armseligen Hütten, die zerstreut zu ihren Füßen liegen. Aus deren offener Tür dringt der rote Schein der Herdfeuerflamme. Er zeigt den eisernen Kessel und die Kette, an der er hängt. Der Rauch findet teils durch die Tür, teils durch das esseloße Dach einen Ausweg.

Wie gefährdet hing es schließlich zu regnen an. Eine Laubhütte in der Nähe einer Tränke zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen errichtet, versah diesmal denselben Dienst gegen den strömenden Regen. Als ich fast kleinmütig wurde, hatte der Himmel ein Einsehen. Nach halbtägigem Marsche fand sich endlich einer, der in meiner Richtung wanderte. Und wie schritt er! Schlank gewachsen wie alle Serben ging er in seinen Dpauzi wie auf Federn dahin. Auch mir wurde leichter. Wir schlossen Freundschaft und teilten tagelang Leid und Freuden. Er war Gymnasiast in Krushevac und befand sich auf dem Wege zu den Seinen einer Popenfamilie in Raska. Von ihm erfuhr ich: Etwa 120 Schüler besuchen das genannte Gymnasium und verteilen sich auf 7 Klassen; die 7. ist die oberste. Sie werden von 16 Professoren unterrichtet (als fremde Sprachen pflegt man Deutsch, Französisch, Griechisch und Latein) und zahlen dafür jährlich

25 bis 40 Dinar Schulgeld. Die Professoren erhalten monatlich 180, 200, beziehungsweise 300 Dinare Gehalt. Die Volksschulverhältnisse sind natürlich nicht besonders günstig. In den Städten besuchen alle Kinder die Schule 4 Jahre lang, auf dem Lande ist die allgemeine Bildung wegen der zerstreuten Lage der Siedelungen erschwert. Als Gehalt bezieht der Lehrer im ersten Falle gegen 150, im zweiten 120 Dinare. (Jährlich!?) Etwas besser stehen sich die Popen (Weltgeistlichen), die aber vor ihrer priesterlichen Tätigkeit erst 4 Jahre lang als Lehrer tätig sein müssen. Jedes Haus in der Parochie zahlt ihnen jährlich 4 Dinare, wozu noch verschiedene Naturalabgaben kommen, auf die sie bei Gelegenheit von Taufe, Hochzeit, Begräbnis u. a. Anspruch haben. Ihr Einkommen ist also schwankend, je nach Größe der Parochie.

Währenddessen ging die Wanderung rüstig vorwärts. Immer neue Schönheiten enthüllte das Zbaratal. Menschliche Wohnungen waren selten. Das Gebirge bot fast keine Gelegenheit zu irgend welchem Lebenserwerbe. Stundenlang kein Haus. Und wenn doch einmal eines sichtbar ward, dann lag es auf der anderen Talseite oder hing oben am Berghange. Endlich senkten die Höhen sich, das Tal wurde breiter; nach neunstündigem Marsche kamen wir nach Usce (Ustje), wo die Studenica in den Zbar mündet. Da ich anfangs das noch zwei Stunden weiter seitwärts gelegene Kloster Studenica, das Heiligtum Serbiens, zum Zielpunkte gewählt hatte, so trennten sich eigentlich hier unsere Wege. Doch gab ich nach kurzer Überlegung — ich hätte dieselbe Strecke anderen Tags zurückgemusst — diesen Gedanken auf und blieb mit meinem bisherigen Begleiter zusammen, der noch heute bis Raška wollte. Der Rucksack drückte zwar beträchtlich, doch gegen 5 Uhr nachmittags ging es weiter.

War die Strecke Kraljevo bis Usce eine angenehme Talwanderung gewesen, so sollte der Abend noch eine ordentliche Gebirgstour bringen. Um Zeit zu gewinnen, verließen wir die windungsreiche Fahrstraße und stiegen ohne Weg und Steg, teils an, teils in einem „steinreichen“ Gebirgsbache hinauf. Zum Glück brannte die Sonne nicht allzu sehr mehr, es kostete so schon Schweiß genug. Und mein Begleiter war ein tüchtiger Sohn seiner heimatlichen Berge; in seinen Dpanzi gab er großschrittig das Tempo an. Da ward ein Reiter sichtbar. Er wurde angerufen und ließ sich bereit finden, mein Gepäck mit aufzunehmen. Eine willkommene Erleichterung! Jetzt ging es links an der Talwand hinauf. Es war erstaunlich, wie sicher das kleine Pferd Fuß faßte und wie wohlgenut der Alte oben saß. Ich mußte vorsichtig sein, um nicht abzugleiten. Jetzt machte er halt. Er reichte mir das meine, und ohne ein Entgelt anzunehmen, kehrte er den beschwerlichen Weg zurück. Er mußte ja die jenseitigen Höhen erklimmern, von wo seine Hütte herübergrüßte. Endlich erreichten wir bei Progořevica wieder die Straße. Aus einer abseits gelegenen Siedelung brachte uns eine Frau einen Labetrunk; eine Nickelmünze schien ihr schon Reichtum zu sein. Wieder wandten wir uns Fußpfaden über die Berge zu. Leicht begreiflich, daß da der Blick sich weitete. Es waren unvergleichliche Bilder, großzügige stimmungsvolle, packende Naturgemälde, die hier die Gebirgslandschaft von den Strahlen der sinkenden Sonne umgolten ließ. Doch weiter! Es dunkelte und wir hatten noch nicht den Aufstieg hinter uns. Hunger und Durst stellten sich ein, und die angerufenen Hirten hatten selbst weder Wasser noch Brot. Vorsichtig schritten wir in die Dunkelheit hinein. Der Pfad führte jetzt abwärts, aber kaum konnte das Auge die hinderlichen Steinblöcke erkennen. Vollständige Finsternis hüllte uns ein, als wir nach 8 Uhr abends mit heißen Gliedern wieder

auf die Fahrstraße kamen. Rechts leuchtete ein Licht. Es kündete die Mehana von Baljevac. Ohne Aufforderung erhielten wir sofort das landesübliche Glas Wasser und ein Stückchen Zucker. Das tat wohl. Behaglich streckten wir unsere Glieder, sie waren nicht gar zu elastisch mehr. Deshalb benutzten wir die einfache Übernachtungsgelegenheit, die sich hier bot und strebten erst im Angesichte der Morgensonne unserem gemeinsamen Ziele weiter zu.

Das Ibartal zeigte mit seiner Umgebung immer noch denselben reizvollen Gebirgscharakter und behielt ihn auch ferner bis dahin, wo der Fluß die Grenze zwischen Serbien und der Türkei bildet. Liebliche Landschaftsbilder wechselten mit imponierenden. Hier stieg ein zerrissener Kalkfelsen, der Brvenik, vor uns auf, und dort kam die zum Verweilen einladende Siedelung Pavlica mit ihrer berühmten Kirchenruine in Sicht. Es schien mir die Schönheit eines heimischen Flußtales zu sein. Da sprengte ein bärtiger Mann im wallenden Mantel daher. Mein Begleiter, der seit einiger Zeit auch zu Pferde saß, sprang eilend ab: „Mein Vater!“

Raschka liegt unmittelbar an der Grenze, rings von Bergen eingeschlossen; einige Häuser liegen sogar auf türkischem Gebiet. Dieses reicht hier keilartig in das serbische herein, Ibar und Raschka scheiden sie voneinander. Da am Ibar führt in halber Höhe der Weg nach Mitroviza und hier der nach Novibazar. Aber von oben schaut die abwehrende türkische Befestigung, eine Kula, und dahinter leuchten die weißen Mauern der Kaserne, blinken die Gewehre des starken Gegners. Es ist schon besser, die Serben bescheiden sich vorläufig mit dem, was sie haben; vielleicht überläßt ihnen die Türkei in ferner Zukunft freiwillig ein Stück des unruhigen Landes. Ich aber möchte gern hinein nach Turška. Allein dringend wird mir abgeraten. „Wer bürgt Ihnen dafür, daß Sie wiederkommen? Sie werden irgendwo verschwinden und niemand weiß, wo Sie geblieben sind.“

Die drei Tage meines Aufenthaltes in Raschka verbrachte ich in der gastfreundlichen Familie des dortigen Popen. Auf wenige Worte des Sohnes hin nahm mich die Popadiza in ihr Haus auf — der Vater wollte erst abends zurückkehren. Ich ward gehalten wie ein langjähriger Freund. Das Haus war fast neu, zu einem Teile aus Brettern, einstöckig wie die anderen alle. Auf dem Hofe herrschte buntes Treiben. Um zwei kleine Kinder scharten sich Truthühner, Hühner und Enten, am Zaune wühlten junge Schweine, in der Nähe der Tür machte ein Hund sich mit einem Kalbe zu schaffen, da spielte eine Katzenmutter mit ihren Jungen. Das Innere des Hauses war in vier Räume geteilt. Mir zu Ehren wurde die gute Stube aufgetan, wo von den weißgetünchten Wänden bunte Teppiche hingen. Auch das Sopha, das die geschäftige Hausfrau später zur Schlafstätte umwandelte, zeigte derartige Schmuckstücke. Durch die anfangs mit Läden verschlossenen Fenster fiel gedämpftes Licht auf einige Photographien auf dem Tische: Schtscherbinas, des russischen Konsuls, Tod u. a. In der Stadt war ich bald eine bekannte Persönlichkeit, da ich mit allen ihren Honoratioren zusammenkam. Manche waren erst wenige Tage im Amte. Denn jeder Regierungswechsel in der Hauptstadt zieht auch eine Änderung in allen Teilen der inneren Verwaltung nach sich; die abgesetzten Beamten erhalten einen Teil ihres Gehaltes weiter: ein kostspieliger Mißstand! Hier muß die Sanierung der serbischen Finanzen einsetzen. Aber, aber. — Türkisches Leben lernte ich jenseits des Flusses kennen. Bei dem Telegraphenbeamten hielten wir Einkehr. Bald sah der gastfreie Hafis eine ganze Runde in seiner Stube versammelt. Schleunigt

wurde Wasser und türkisches Zuckerzeug gebracht und Mokka bereitet. Die feine Hand drehte Zigaretten. Der Offizier der hiesigen Grenzwaſche unterhielt uns auf ſeiner Guitarre, muntere Reden gingen hin und her; neun lebende Sprachen waren vertreten.

Nach drei Tagen ſchied ich von der gaſtlichen Stadt und ihren Bewohnern. Die Popadija geleitete mich mit ihrem Mädchen bis an die Schwelle des Hauſes; der Vater ging, den jüngſten Sohn an der Hand, mit bis zu der Stadtgrenze, wogegen die zwei älteſten ſich entſchloſſen, mit mir in die Berge, auf den Kopaonik, zu ſteigen. In beſter Stimmung, leichtfüßig ging es auf dem Grenzwege am Ibar hin. Hatte mir doch die Mutter meiner Begleiter einige Lebensmittel und der Bezirkshauptmann von Raſchka einen Bürger beigegeben, der ein ſicherer Führer war, und das kleine Pferd trug meine Laſt. Etwa alle 200 Schritte ſtand am Wege links eine Schutzhütte für ſerbische Soldaten, jenseits des Fluſſes aber im Schatten der Sträucher lagen die türkiſchen Grenzwächter, und jeder größeren ſerbiſchen Ortschaft gegenüber thronte und drohte von der Höhe eine Kula. Doch hier ſchien Friede zu ſein; nichts verriet die Kämpfe und Mezeleien, die drei Stunden landeinwärts auf der Tagesordnung ſtanden. Schließlich vergaßen wir aber derlei Gedanken. Es war nämlich ein Sommertag wie kaum ein zweiter. Die Sonne brannte zum Sinnverwirren. Über den Weizenfeldern da am Abhange zitterte und brodelte es und ſtieg in die Sonnenglut empor. Die Bäume ſahen mit ihren verdorrten Blättern wie Kranke aus, die jede Hoffnung auf Besserung aufgegeben haben. Das Vieh ſchmachtete da drüben auf der Wieſe unter einem vereinsamten Apfelbaume. Hier auf der Straße hatten Schafe ſich kreisrund zuſammengestellt und ſteckten nun ihre Köpfe in den ſelbſterzeugten Schatten. Kein Vogel regte ſich. Die ganze Natur ſchien wie bewußtlos. Und in unſeren Köpfen das Drücken. Dumpf und ſchwer laſtete die Hitze auf uns; man vermochte kaum zu atmen. Wir blieben deſhalb in Rudnica, wo eine einfache, niedrige und etwas unſaubere Schenke uns aufnahm. Nicht einmal das Waſſer war rein. Der Straßenſtaub tanzte in Menge hinunter in den unverdeckten Ziehbrunnen am Wege. Bald aber brachte und ſpendete der Wirt als Erſatz und als Gaſtgeſchenk eine Flaſche Wein. Das Zimmer, das uns dreien für die Nacht zugewieſen wurde, hatte einen einzigen Zugang — vom Hofe. Darin ſtand eine hölzerne Bettſtelle mit Stroh gefüllt, ein grobleinenes Tuch verbarg dieſes und ein wollenes diente zum Zudecken. Am Boden war noch eine Lagerſtatt für die zwei Brüder. In der Ecke ſtand eine Schüſſel und ein Waſſerkrug. In der Wand ſteckte ein Nagel. Das war alles. Der Führer und ſein Pferd fanden im Pferdch eine Ruhtatt. Allen dieſen Verhältniſſen entſprach natürlich der zu zahlende Preis, die Geſamtrechnung für 4 Perſonen und ein Pferd, Abendeſſen, Morgenkaffee u. a. eingeſchloſſen, betrug zirka 2 Mark.

Auf Fußwegen verließen wir, da noch ein feiner Morgennebel die Erde überſchleierte, das Ibartal und kletterten ganz auf unſeren Begleiter und ſein Pferd uns verlaſſend, langſam, aber ſtetig oſtwärts, die Vorhöhen des Kopaonik hinauf. Nicht allzu ſchwierig war der Anſtieg. Er führte durch ärmliche Siedelungen unter Apfel- und Pflaumenbäumen, an Weizenfeldern vorüber, über blumenreiche Gebirgswieſen. Da horch, die Stille der Natur durchdrang ein Klagen und Heulen. Immer lauter klang es. Es waren Totenklagen, die wohl eine Stunde lang von dem Friedhofs da drüben an unſere Ohren ſchlugen. Dann gingen ſie in der Stille wieder unter. Immer höher ſtiegen wir, immer mehr weitete ſich der Blick. Schon überſchauten

wir im Westen einen Teil des türkischen Sandschaks Kovibazar und hier fielen die Höhen zu einem einsamen Gebirgssee nieder. Auf einem Höhenrücken führte unser Weg weiter. Er war so breit, daß wohl Wagen ihn benutzen konnten. Und wirklich zeigte er deutlich deren Spuren. Ja, gab es denn hier in der unwirtlichen Einsamkeit noch derartigen Verkehr? Nicht lange dauerte es, da knackerten sie uns näher, zwei, drei festgefügte großrädige Wagen, weniger gezogen als zurückgehalten von je einem verkoppelten, starknactigen Ochsengepaar. Sie kamen aus der entlegenen Waldsägemühle, um für die durstigen Seelen da — Spiritus zu holen.

Eine letzte Ansiedelung, deren Häuser schon nicht mehr menschlichen Wohnungen glichen! Dann nahm uns ein mächtiger Buchenwald auf. Hier, wo vom bemoosten Steine der Tropfen sich löste, um im Wurzelgeflecht zu versickern, wo unter langbeharteten Baumstämmen an murmelnden Quellen wohl die Waldgeister mit den goldigen Sonnenfäden spielten, hier im heimeligen Dämmerlicht, wo ein altes Baumgeschlecht dem jungen von seinem Träumen und Hoffen flüsterte, hier rasteten wir. Wie fürsorglich war doch die Popadija gewesen! Leib und Seele fühlten sich gleich wohl. Wir strebten weiter, abwechselnd von dem kleinen kräftigen Gebirgspferde getragen. Der Wald hörte nicht wieder auf; er ging nach und nach in großenteils von Fichten bestandenen Urwald über. Eine Krankheit mußte über die altersgrauen Bäume gekommen sein. Zu Hunderten standen sie da kahl, verdorrt, geknickt. Dort lehnte ein Riese sich lebensmüde an den anderen, hier hatten einige sich für immer lang hingestreckt. Nur wenig Gesträuch überwucherte sie. Der gerade Weg war für uns fremde Eindringlinge nicht immer der beste. Doch mit verhältnismäßig leichter Mühe drangen wir weiter. Jetzt wurde der Weg besser. Wir näherten uns der Sägemühle. Ein schäumender Waldbach war zu durchqueren. Er stellte seine ungezügelte junge Kraft in den Dienst des Dampfes und der Elektrizität, die hier in der Weltabgeschiedenheit eine Stätte gefunden haben. Und hundert fleißige Hände regten sich, den Wald zu vernichten. Der Besitzer des umfangreichen Unternehmens war seinem Aussehen und der Sprache nach ein Jude; er sprach geläufig deutsch. Vergewisserte er mich von meinem Vorhaben abzubringen, noch an diesem Tage den höchsten Punkt des Kopaonik, den Suvo Rudiste, zu besteigen. Die Entfernung sei zu groß. Auch der Führer wollte durchaus nicht mehr weiter; sein Kapitän habe ihm befohlen, mich bis in die Sägemühle zu bringen. Da ich aber auf Grund der Generalstabskarte bei meiner Absicht beharrte, so bestimmte jener den Führer, mich wenigstens bis unterhalb des Gipfels des Berges zu geleiten; und um sich einen ordentlichen Bakschisch nicht entgehen zu lassen, ließ dieser sich endlich bereit finden, mir zu willfahren. So ging es wieder zurück, dann wieder auf- und abwärts und wieder aufwärts. Schon nach etwa einer Stunde trennten wir uns, nachdem wir endlich noch die große Holzflasche leer getrunken hatten. Der ältere der beiden Brüder blieb bei mir, während der jüngere mit dem Führer heimwärts zog. Langsam, unaufhaltsam schritten, stiegen wir zu zweien ohne Steg durch das niedrige Wacholdergebüsch, das in Unmenge den sonst kahlen Berg Rücken bedeckte. Immer näher kamen wir dem Gipfel. Schon grüßte von freier Bergeshöh der Mast, der den höchsten Punkt ganz Serbiens kennzeichnete. Aber was war das? Kroch da oben nicht ein Mann umher, der in gebückter Haltung einmal hinter diesem, einmal hinter jenem Felsblock auftauchte? Was will der hier? Bald fanden wir Antwort. Es war ein Professor, ich weiß

nicht mehr woher, der geologische Studien trieb. Jetzt standen wir nach fast geringer Anstrengung oben auf der pflanzenlosen, windumrauschten Höhe. 2180 Meter gab die Karte für den Suvo Rudiste an. Überwältigend machte die Größe der Natur sich geltend. Im Süden, wegen der Mittagssonne etwas unklar, drängte ein Bergzug nach dem anderen sich in den Gesichtskreis, türmten sich die majestätischen Bergspitzen von Schar Dagh und Kara Dagh und den nordalbanischen Alpen. Wie mag jene heißen, die in dunstiger Ferne in den Himmel zu stechen scheint, und wie jene, die zwei- oder dreifingrig nach der Sonne greift? Hier unten im Vordergrund mußte Mitrovika liegen und da Kossovo polje, das Amselfeld, wo einst Altserbiens Macht und Herrlichkeit dem Anstürme der Muselmanen erlag. Im Westen reckten die montenegrinischen Berghäupter, der Rudikom und etwas nördlich der Durmitor, sich ins reine Himmelblau, stolz, nichts Fremdes an sich duldbend, wie die Söhne der Schwarzen Berge. Dort im Osten könnte man fast Bulgarien schauen, wenn nicht die Suva Planina eine natürliche Grenzmauer aufrichtete, und hier im Norden und Osten dehnte sich das schöne Serbien.

(Schluß folgt.)

Astronomische und physikalische Geographie.

Helligkeitschwankungen der großen Jupitertrabanten.¹

Bekanntlich hat W. Herschel aus den Helligkeitschwankungen der vier großen Jupitermonde auf das Vorhandensein von dunklen Flecken auf ihrer Oberfläche geschlossen. Dr. P. Guthnick hat jetzt neue Untersuchungen über diesen Gegenstand angestellt und folgendes über die von ihm erhaltenen Resultate mitgeteilt.

Die Trabantenhelligkeiten variieren innerhalb Perioden, die gleich den Zeiten sind, in welchen die Trabanten einen Umlauf um Jupiter vollenden. Besteht ein Zusammenhang zwischen dem Lichtwechsel und der Rotationsbewegung, so folgt daraus die Gleichheit von Rotations- und Revolutionszeit. Die auf zahlreiches Beobachtungsmaterial gegründeten mittleren Lichtkurven müssen als wahrscheinlich unveränderlich betrachtet werden. Von Fall zu Fall dagegen ist der Verlauf der Helligkeitschwankungen bei Trabant I mit ziemlicher Sicherheit, bei II und III wahrscheinlich unregelmäßigen kurz dauernden Störungen unterworfen, deren Beträge jedoch gegenüber den regelmäßigen Veränderungen der Helligkeit klein zu bleiben scheinen. Betreffend Trabant II wird einer vereinzelt stehenden großen Veränderung der Lichtkurve gedacht, welche auf andere Ursachen hinweist. Bei Trabant IV kommen entweder keine oder nur solche Störungen in Frage, die innerhalb längerer Zeiten sich abspielen und dann ebenfalls auf andere gesetzmäßige Ursachen hinweisen würden.

Stehen die unregelmäßigen Helligkeitsbewegungen mit einer Atmosphäre in Zusammenhang, so würde man schließen können, daß auf dem Trabanten I eine ziemlich merkliche Atmosphäre, auf dem IV. dagegen höchstens eine sehr reduzierte vorhanden ist.

Die größten regelmäßigen Helligkeitschwankungen weist II auf, dessen Größe zwischen 5,2^m und 6, 2^m variiert, dann folgen I und III mit etwa 0,7^m und an letzter Stelle IV mit 0,36^m. Parallel damit ist das Verhalten des Lichtwechsels in bezug auf die Schnelligkeit der regelmäßigen Helligkeitsänderungen, die am größten bei II, etwas geringer bei I und III ist, während IV nur langsame Veränderungen zeigt. Der allgemeine Charakter der Lichtkurven ist bei I, II, III gleich, bei IV abweichend. Die Trabanten I, II, III sind auch unter sich sehr ähnlich gefärbt, Trabant IV besitzt eine schwer zu resumierende blaugraue Färbung auf gelbem Untergrund. Bezüglich der extremen und mittleren Helligkeiten in Sterngrößen ergibt sich folgendes:

¹ „Sirius“, Zeitschrift für populäre Astronomie. März 1906. S. 61.

	I	II	III	IV
Größte Helligkeit	5,15	5,16	4,69	6,09
Kleinste "	5,85	6,18	5,41	6,45
mittlere "	5,54	5,65	5,07	6,27

Je nach der Anomalie sind die Helligkeiten während ihrer Vorübergänge vor der Jupitersehne:

Trabant I.			
Anomalie	170	180	190
Helligkeit	5,55	5,7	5,9

Trabant II.			
Anomalie	174	180	186
Helligkeit	5,8	5,8	5,8

Trabant III.			
Anomalie	176	180	184
Helligkeit	5,4	5,4	8,35

Trabant IV.			
Anomalie		180	
Helligkeit		6,28	

Ein Riefenteleskop für das Sonnenobservatorium auf Mount Wilson.¹

John D. Hooker aus Los Angeles hat der Carnegie-Institution in Washington 45.000 Dollar für die Herstellung eines Glasspiegels von 100 engl. Zoll (2,54 Meter) Durchmesser und 50 Fuß (15,24 Meter) Brennweite übermacht. Derselbe soll das Hauptinstrument des Sonnenobservatoriums auf Mount Wilson bilden und zu astrophysikalischen Untersuchungen dienen. Die Herstellung der spiegelnden Oberfläche wird Prof. G. W. Ritchey mit seinen Assistenten besorgen.

Der Glasblock, aus welchem der Spiegel hergestellt werden soll, hat ein Gewicht von 90 Zentnern. Ob selbst bei den günstigen atmosphärischen Verhältnissen auf Mount Wilson mit einem Spiegel von so großer Öffnung günstig zu beobachten sein wird, ist fraglich; allein Hooker ist eben der Ansicht, daß die Frage nur durch das Experiment beantwortet werden kann.

Was die technischen Schwierigkeiten des Baues anlangt, glaubt man sie leicht überwinden zu können.

Um das einmal montierte Instrument von Temperatureinflüssen freizuhalten, wird es nötig sein, den Spiegel während des Tages auf jener Temperatur zu erhalten, welche bei Nacht herrscht, was mittels Kältemaschinen zu erreichen sein wird.

Auf die Frage, ob außerdem die atmosphärischen Verhältnisse auf Mount Wilson gestatten werden, daß der große Spiegel gute Bilder liefere, wird folgendes bemerkt: „Selbst wenn sich herausstellen sollte, daß nur in wenigen Nächten während des Jahres die volle Kraft des 100zölligen Reflektors ausgenutzt werden kann, so ist die Aufstellung desselben nichtsdestoweniger wünschenswert. Selbst unter gewöhnlichen atmosphärischen Verhältnissen, die dort viel besser sind als in dem östlichen Teile der Vereinigten Staaten, können mit dem großen Instrumente in bezug auf Photographie der Sternspektren, Wärmestrahlung der Sterne usw. Resultate vom höchsten Werte erhalten werden. Die ungeheure Lichtmenge, welche der Spiegel sammeln wird, dürfte ihn besonders für spektroskopische Untersuchungen aller Art geeignet machen. Gerade für eine Reihe von Arbeiten, mit welchen das Observatorium auf Mount Wilson beschäftigt ist und die sich auf die Entwicklungsgeschichte der Sterne beziehen, sind spektroskopische Aufnahmen erforderlich, die über den Bereich der zurzeit vorhandenen Instrumente hinausgehen. So fand Prof. Hale z. B. bei gewissen Untersuchungen über die roten Sterne des zweiten Sechsischen Typus, daß selbst die große Lichtstärke des 40zölligen Yerkes-Reflektors unzulänglich wäre. Die große Menge von Sternen, die innerhalb des Bereichs eines 100zölligen Reflektors fallen, erhöht

¹ „Astrophysical Journal“ 1906, Oktoberheft und „Sirius“, Zeitschrift für populäre Astronomie.

wesentlich die Möglichkeit der Auffindung eines Zwischentypus, was von größter Wichtigkeit für die Aufklärung der Beziehungen zwischen unserer Sonne und den roten Sternen sein wird. Auch auf anderen Gebieten wird sich der 100zöllige Reflektor als wichtig erweisen, z. B. für photographische Aufnahmen der zahlreichen Spiralnebel, deren Details bei einer Brennweite des Instrumentes von 50 Fuß sehr deutlich heraustreten werden."

Politische Geographie und Statistik.

Die Kriegsilotten der Erde Anfang 1907.

Von W. Henz.

(Schluß.)

24. Haiti.

2 Kanonenboote mit 1472 Tonnen, 3 Dampfer mit 2310 Tonnen; zusammen 5 Schiffe mit 3782 Tonnen.

25. Marokko.

2 ungeschützte kleine Kreuzer mit 2264 Tonnen, 2 Kanonenboote mit 798 Tonnen; zusammen 4 Schiffe mit 3062 Tonnen.

26. Rumänien.

1 ungeschützter kleiner Kreuzer mit 1320 Tonnen, 4 Kanonenboote mit 410 Tonnen; 12 Torpedoboote mit 490 Tonnen; zusammen 17 Schiffe mit 2220 Tonnen.

27. Ecuador.

2 Kanonenboote mit 1782 Tonnen.

28. San Domingo.

1 ungeschützter kleiner Kreuzer von 1000 Tonnen, 2 Kanonenboote mit 722 Tonnen; zusammen 3 Schiffe mit 1722 Tonnen.

29. Kolumbien.

2 Kanonenboote mit 1430 Tonnen.

30. Venezuela.

1 Kanonenboot von 509 Tonnen, 2 Torpedofahrzeuge mit 771 Tonnen; zusammen 3 Schiffe mit 1280 Tonnen.

31. Uruguay.

3 Kanonenboote mit 900 Tonnen.

32. Bulgarien.

1 Artillerie-Torpedoschiff von 720 Tonnen und 5 Torpedobarfassen.

33. Paraguay.

1 Kanonenboot von 440 Tonnen.

Als Hilfskreuzer aus der Handelsflotte kommen im Kriegsfall in Betracht für :
England 22 Schiffe von 6400 bis 32.000 Tonnen und 17 bis 25 Knoten Schnelligkeit.

Rußland 7 Schiffe von 5400 bis 8480 Tonnen und 18 bis 20 Knoten Schnelligkeit;
Vereinigte Staaten 6 Schiffe von 10.800 bis 11.600 Tonnen und 18 bis 22,5 Knoten Schnelligkeit;

Deutschland 5 Schiffe von 5400 bis 19.300 Tonnen und 18 bis 22,5 Knoten Schnelligkeit;

Frankreich 5 Schiffe von 8300 bis 15.000 Tonnen und 19,5 bis 22,5 Knoten Schnelligkeit.

Von den wichtigsten Seemächten haben zurzeit auf Stapel liegen:

Frankreich 7 Linienschiffe mit 122.850 Tonnen und 3 Panzerkreuzer mit 55.640 Tonnen;

England 2 Linienschiffe mit 37.000 Tonnen und 4 Panzerkreuzer mit 67.390 Tonnen; Vereinigte Staaten 3 Linienschiffe mit 53.000 Tonnen und 1 Panzerkreuzer von 16.000 Tonnen;

Japan 1 Linienschiff von 19.500 Tonnen und 3 Panzerkreuzer mit 55.640 Tonnen; Deutschland 2 Linienschiffe mit 36.000 Tonnen, 1 Panzerkreuzer von 15.000 Tonnen und 3 geschützte kleine Kreuzer mit 11.050 Tonnen;

Rußland 1 Linienschiff von 17.500 Tonnen und 1 Panzerkreuzer von 8010 Tonnen;

Italien 1 Linienschiff von 12.620 Tonnen und 3 Panzerkreuzer von 25.660 Tonnen;

Schweden 1 Rüstpanzerschiff von 4270 Tonnen;

Dänemark 1 Rüstpanzerschiff von 3600 Tonnen.

Die Größe der stärksten Linienschiffe und Panzerkreuzer beträgt für:

Japan	19.500	und	14.800	Tonnen,
England	18.190	"	14.800	"
Rußland	17.400	"	15.450	"
Vereinigte Staaten	16.240	"	16.000	"
Italien	15.650	"	7.450	"
Frankreich	14.850	"	12.570	"
Deutschland	13.200	"	11.600	"
Österreich-Ungarn	10.600	"	7.300	"

Der Personalbestand beträgt für:

England	105.380	Mann	Deutschland	39.417	Mann
Rußland	60.500	"	Vereinigte Staaten	34.336	"
Frankreich	55.000	"	Italien	28.000	"
Japan	39.712	"	Österreich-Ungarn	11.994	"

Post und Telegraphie in Hamburg. Für eine Würdigung der Verkehrsbedeutung Hamburgs gibt ein Überblick über den Post- und Telegraphenverkehr dieses größten deutschen Seehandelsplatzes interessante Handhaben. Im Jahre 1905 hat in Hamburg die Zahl der aufgegebenen Briefsendungen (Briefe, Postkarten, Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenproben) 214,229.500 betragen, während an solchen Sendungen 157,937.300 eingegangen sind. Es entfallen mithin auf den Kopf der Bevölkerung etwa 270 eingelieferte und 198 von auswärts eingetroffene Briefpostfächer, während im ganzen deutschen Reichspostgebiet auf den Kopf der Bevölkerung nur etwa 56 aufgelieferte Briefe und Postkarten sowie 50 Drucksachen entfallen. Auch der Postpaketverkehr Hamburgs zeigt einen bemerkenswerten Umfang. Es sind 4,753,386 Pakete aufgeliefert worden und 4,241.624 eingegangen; es entfallen also auf den Kopf der Bevölkerung etwa 11 aufgelieferte und eingegangene gewöhnliche Pakete, womit der Durchschnitt im übrigen Reich ganz erheblich überschritten wird. Der Postanweisungverkehr hat eine besondere Höhe erreicht; es sind 193,798.681 Mark eingezahlt und 280,140.271 Mark ausbezahlt worden. Der bedeutend größere Betrag der Auszahlungen gründet sich darauf, daß zahlreiche Warensendungen von Hamburg aus in die Provinz gehen, wofür der Betrag mittels Postanweisung eingesandt zu werden pflegt. In bezug auf den Telegrammenverkehr bleibt Hamburg nur hinter Berlin zurück. Es sind im Jahre 1905 insgesamt 2,748.060 Telegramme eingeliefert worden und 2,736.249 Telegramme von auswärts eingegangen, so daß auf den Kopf der Bevölkerung etwa 7 Telegramme kommen, während für das ganze Reich auf den Kopf noch nicht ganz 1 Stück entfällt. Es zeigt sich in diesen Ziffern, wie sehr es dem Handel und der Schifffahrt auf schnellen Nachrichtenverkehr ankommt. Die Anzahl der Fernsprechstellen hat sich von 19.000 im Jahre 1900 auf 32.000 im Jahre 1905 vermehrt und ist seitdem noch beträchtlich gewachsen. Die vermittelten Gespräche haben im Jahre 1905 die ungeheure Zahl von 99,000.000 erreicht.

Das serbische Eisenbahnetz. Nach einem Bericht des kaiserlich deutschen Konsulates in Belgrad besteht das serbische Eisenbahnetz gegenwärtig aus der Hauptlinie Belgrad—

Nisch—Zaribrod und einer Zweigstrecke von Nisch über Branja nach Nisovak (bis Salonik). Nebenlinien sind Beliska-Plana—Semendria und Lapovo—Kragujevac. Alle diese Linien sind normalspurig. Außerdem sind die schmalspurigen Strecken Madenowak—Arandjelowak, Tschuprija—Senje; Tschitschewak—Swei Petar—Motra Neta im Betriebe; letztere Strecke dient lediglich zum Transport von Eisenbahnmaterial und Holz aus den Wäldungen Bukowik und Kozani. Das bestehende Eisenbahnetz ist ungenügend, da der südwestliche Teil Serbiens einer Verbindung mit der Hauptlinie entbehrt, was für die Landwirtschaft, insbesondere für die serbische Ausfuhr von großem Nachteil ist. Es sollen daher folgende Linien gebaut werden: 1. Die Linie Madjewak—Negotin—Kruschewak—Kraljewo—Bozega—Uzize. Die Linie verbindet den entlegensten westlichen Kreis Uziz mit der Hauptlinie und letztere mit dem für Serbien wichtigen, an der Donau gelegenen Orte Radujevac, wichtig deshalb, weil sich Serbien hier den Weg nach Osten öffnen würde. Die bezeichnete Linie ist von hervorragender Bedeutung. 2. Die Linie Kragujevac—Kraljewo. 3. Die Linie Belgrad—Obrenowak—Waljewo. 4. Die Linie Arandjelowak—Waljewo. 5. Die Linie Drafsche—Bozarewag, die normalspurig gebaut werden soll. Die übrigen geplanten Linien sollen schmalspurig sein. Die Gesamtlänge der neuen Linien beträgt etwa 600 Kilometer. Von vorstehenden Strecken wurde im Jahre 1906 die Strecke Karatschin—Sajetschar in Angriff genommen, die Linie Belgrad—Obrenowak—Waljewo trafiziert.

Die landwirtschaftliche Bevölkerung in England. Die Landbevölkerung von Großbritannien und Irland ist von 1870 bis 1900 um nahezu 4 Millionen oder rund 25 Prozent zurückgegangen, während die Gesamtbevölkerung um rund 10 Millionen oder fast ein Drittel gestiegen ist und die Einwohnerzahl der städtischen Bezirke sich nahezu verdoppelt hat. Im Jahre 1900 wohnten nur 28,7 Prozent der Gesamtzahl in den ländlichen, 71,3 in den städtischen Bezirken, in England und Wales sogar 77 Prozent, also über drei Viertel der Gesamtbevölkerung. Tatsächlich liegen die Verhältnisse für die Landbevölkerung eher noch ungünstiger, denn die bei der englischen Statistik übliche Einteilung in städtische und ländliche Bezirke bietet nur einen ungefähren Überblick, keine scharfe Abgrenzung. Die Zahl der landwirtschaftlich Erwerbstätigen ist von 1851 bis 1901 um fast $1\frac{1}{2}$ Millionen oder über ein Drittel gefallen, verhältnismäßig am stärksten in Irland, wo neben der Abwanderung in die Städte die Auswanderung in überseeische Länder zur Entvölkerung beigetragen hat. Bei den letzten drei Berufszählungen im Vereinigten Königreiche entfielen auf 100 Erwerbstätige überhaupt landwirtschaftlich Erwerbstätige: 1881 18,8, 1891 16,2, 1901 13,6.

Die Zahl der Juden auf der Erde. Dr. Ferruccio Servi hat vor kurzem einen jüdischen Kalender für das Jahr der Schöpfung 5667 veröffentlicht und darin interessante Angaben über die jüdische Bevölkerung der Erde gemacht. Es gibt im ganzen 11 Millionen Juden; von diesen leben 9 Millionen in Europa, 1,500.000 in Amerika, 100.000 in Asien, 350.000 in Afrika und 50.000 in Australen. Österreich hat eine jüdische Bevölkerung von 1,224.890 Seelen; Belgien von 12.000; Bosnien von 8215; England von 235.000; Bulgarien von 33.660; Dänemark von 5000; Frankreich von 86.885; Deutschland von 586.960; Griechenland von 8350; Holland von 103.985; Polen von 1,316.775; Portugal von 1200; Rumänien von 269.015; Rußland von 3,872.625; Serbien von 5100; Spanien von 5000; Schweden und Norwegen von 5000; die Schweiz von 12.550; die Türkei von 282.285; Ungarn von 851.380. Die jüdische Bevölkerung Italiens beläuft sich auf 52.115 Seelen. Die größten jüdischen Gemeinden sind hier: Rom (10.000), Turin (5100), Livorno (4200), Mailand (3600), Venedig (2850), Florenz (2000), Ferrara (1730), Bologna (1500), Ancona (1285), Neapel (1030), Mantua (1000).

Sachsens Staatsschulden. Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Königreich Sachsen belaufen sich die sächsischen Staatsschulden Anfang 1907 auf 920,877.700 Mark. Hiervon entfallen 72,751.500 Mark auf die $3\frac{1}{2}$ prozentigen vereinigten Staatsanleihen von 1852, 1855, 1858, 1859, 1862, 1866 und 1868, 8,151.600 Mark auf eine 3prozentige Staatsanleihe von 1855, 15,831.900 Mark auf eine $3\frac{1}{2}$ prozentige Staatsanleihe von 1867, 4,800.000 Mark auf vormalige Abbau-Zittauer Eisenbahnaktien, 245,000.000 Mark auf eine 3prozentige Rentenleihe von 1876, 200,259.500 Mark auf 3prozentige Rentenleihen von 1878, 1886 und 1892, 373,000.000 Mark auf 3prozentige Rentenleihen von 1894, 1896, 1898 und 1900, 1,393.200 Mark auf eine als Staatsschuld übernommene $3\frac{1}{2}$ prozentige Prioritätsanleihe der vormaligen Leipzig-Dresdener Eisenbahngesellschaft von 1839 bis 1841.

Der Bierkonsum in Deutschland. Der jährliche Bierverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung ist von 1904 auf 1905 gestiegen in ganz Deutschland von 117 auf 119,4 Liter, in Norddeutschland von 97,9 auf 100,7 Liter, in Württemberg von 163,1 auf 172,8 Liter, in Baden von 156,2 auf 156,8 Liter, in Elsaß-Lothringen von 91,0 auf 93,6 Liter. In Bayern ist er zurückgegangen von 236,8 auf 234,9 Liter, also um 1,9 Liter. An diesem

Rückgang ist hauptsächlich München beteiligt, dessen Bierverbrauch von 315 auf 296 Liter gesunken ist; denn Münchens Bevölkerung stellt den 12. Teil der Bevölkerung von ganz Bayern dar. Für die Bevölkerung Bayerns ohne München ist der Verbrauch nur von 230,04 auf 229, also nur um 0,56 Liter zurückgegangen.

Die **evangelischen Missionsgesellschaften**. Die evangelischen Missionsgesellschaften zählen in den Heidenländern 31.451 Stationen mit 5560 ordinierten und 2630 nicht ordinierten Predigern, 5061 als Lehrerinnen dienende Missionsdrö Frauen, 4306 ledige europäische Lehrerinnen, 4353 eingeborene Pfarrer, 89.335 eingeborene Lehrer, Buchhändler und Reiseprediger, 4.066.088 erwachsene Getaufte, 1.196.127 Schulkinder in 27.835 Schulen, 800 Spitäler, 100 Apotheken, 30 Herbergen für Blinde, 30 für Aussätzige, Bibelübersetzungen in 456 Sprachen. Die älteste und tätigste dieser Missionsgesellschaften auf dem europäischen Festlande ist die der Herrnhuter, deren Posten von Grönland bis Kapland reichen.

Der **Fremdenverkehr Berlins**. Der Fremdenverkehr hat in Berlin auch im Jahre 1906 die vorausgesehene Zunahme erfahren; nachdem im Vorjahre die Million mit 1.004.774 Fremden überschritten wurde, sind nach dem Bericht der Handelskammer im Jahre 1906 insgesamt 1.029.461 Fremde in den Berliner Hotels, Gasthäusern, Pensionen usw. gezählt worden. Ein großer Prozentsatz davon sind Ausländer; allein 64.693 Russen waren anwesend; 30.243 Österreicher, 19.545 Amerikaner schließen sich in der Reihe an. Die meisten Fremden wies der Monat August (106.030) auf, die wenigsten der Dezember (71.282).

Die **Finanzlage Brasiliens**. Die Einnahmen Brasiliens im abgelaufenen Jahre betragen 88.651 Contos Reis in Gold und 261.465 Contos Reis in Papier (1 Conto di Reis = 1000 Milreis), haben somit die budgetierten Posten von 69.075 Contos Reis in Gold und 223.825 Contos Reis in Papier sehr bedeutend überschritten. Sehr beträchtlich war ferner die Einlösung von Staatsschuldentitres; die äußere Staatsschuld beträgt 69.608.357 Pf. Sterl. gegen 69.961.477 Pf. Sterl. Mitte 1906. Der Wert der im Jahre 1906 ausgeführten Waren beträgt 53.059.480 Pf. Sterl., jener der eingeführten Waren 33.204.041 Pf. Sterl., was eine ganz außerordentliche Steigerung gegenüber dem Vorjahre anzeigt.

Geographische Nekrologie. Todesfälle.

Dr. Max Haushofer.

Mit dem am 9. April 1907 verstorbenen Prof. Dr. Max Haushofer ist ein vielseitiger Geist dahingeshieden, ein arbeits- und schaffensfreudiges Leben zu Ende gegangen. Er war ein namhafter Nationalökonom und Statistiker, ein trefflicher geographischer Schilderer von Land und Leuten, endlich ein reichbegabter Dichter voll Kraft und Phantasie. Aber auch als Politiker hat er sich betätigt.

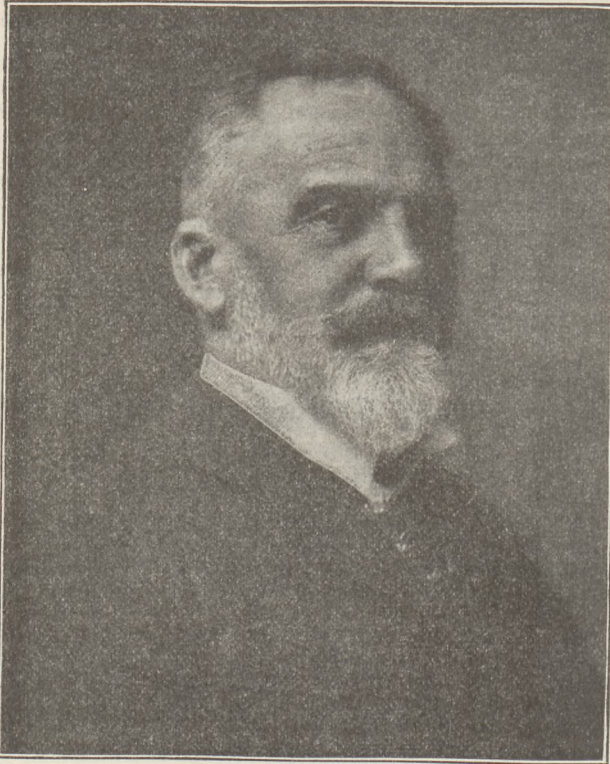
Sein früherer Lebensgang ist bald gezeichnet. Max Haushofer wurde als Sohn des Landschaftsmalers gleichen Namens und als jüngerer Bruder des 1895 verstorbenen Mineralogen Karl Haushofer am 23. April 1840 zu München geboren. Nachdem er in Prag, wo der Vater damals als Professor an der Akademie wirkte, und dann in München studiert hatte, habilitierte er sich 1867 als Privatdozent an der Münchener Universität und wurde im folgenden Jahre Professor der Nationalökonomie und Statistik an der Technischen Hochschule zu München.

Seine Lehrtätigkeit veranlaßte ihn zur Verfassung zahlreicher fachlicher Arbeiten, die teils streng wissenschaftlichen, teils populären Charakters sind. Wir nennen die folgenden: „Lehr- und Handbuch der Statistik“ (Wien 1873, 2. Aufl. 1882); „Grundzüge des Eisenbahnwesens“ (Stuttgart 1873); „Der Industriebetrieb“ (das. 1874, 2. Aufl. München 1904); „Eisenbahngeographie“ (Stuttgart 1875); „Grundzüge der politischen Ökonomie“, 1. Teil „Nationalökonomie“ (3. Aufl. Berlin 1894), 2. Teil „Wirtschaftslehre“ (4. Aufl. das. 1904), 3. Teil „Finanzwissenschaft“ (2. Aufl. das. 1902); „Der kleine Staatsbürger“ (3. Aufl. das. 1902); „Das deutsche Kleingewerbe“ (das. 1885); „Abriß der Handelsgeographie“ (Stuttgart 1879, 3. Aufl. Berlin 1894); „Abriß der Handelsgeschichte“ (Stuttgart 1879, 3. Aufl. Berlin 1894); „Die Ehefrage im Deutschen Reich“ (Berlin 1895); „Der moderne Sozialismus“ (Leipzig 1896); „Bevölkerungslehre“ (das. 1903).

Eine zweite Gruppe der schriftstellerischen Arbeiten Max Haushofers bilden die touristisch-geographischen Schilderungen, zu denen ihn besonders die Schönheit und Majestät der Alpenwelt begeisterte. Hierher gehören namentlich „Arbeitergestalten aus den Bayerischen

Alpen" (Bamberg 1890); „Alpenlandschaft und Alpensage in den bayerischen Bergen" (daf. 1891); „Tirol und Vorarlberg" (2. Aufl. Bielefeld 1903); „Oberbayern" (daf. 1900); „Die Landschaft" (daf. 1903); „Vom Land Tirol", Bilder von Franz Defregger, Schilderungen von M. Haushofer (München 1895); „Der Chiemsee" (Europäische Wanderbilder, Zürich 1893) usw.

Das geistig Bedeutendste aber, was er schuf, bot er in seinen Dichtungen, in denen er eine großartige, faszinierende Kraft der Phantasie entfaltet. Die Poesie Max Haushofers charakterisiert Ludwig Salomon in einem ihm gewidmeten Retrolog mit folgenden Sätzen: „Mit weitübersehendem Blick prüft er alle Mängel des Weltalls und dabei erscheinen ihm alle irdischen Ziele und Freuden wie ein flüchtiges Possenspiel; er selbst meint ein Wanderer zu sein, der seine Heimat nicht finden kann. Aber er fühlt sich doch stets um-



Dr. Max Haushofer.

rauscht von einem geheimnisvollen Schweben, vom Geisterhauch verklangener Zeiten und von der unbegreifbaren Harmonie des Alls."

Mit der Herausgabe seiner „Gedichte" (München 1864) hat Haushofer als Vierundzwanzigjähriger seine literarischen Publikationen eröffnet. Erst nach langer Pause folgten als Erzeugnisse geistiger Reife seine drei dichterischen Hauptwerke: die dramatische Dichtung „Der ewige Jude" (Leipzig 1886, 2. Aufl. 1894); die „Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits, ein moderner Totentanz" (daf. 1888) und das erzählende Gedicht „Die Verbannten" (daf. 1890, 2. Aufl. Stuttgart 1900). Außerdem sind noch anzuführen „Unhold der Höhlenmensch" (München 1880); „Allerhand Blätter. Geschichten" (Stuttgart 1899); „Planetenfeuer. Zukunftsroman" (daf. 1899).

Eine selbständige Stellung nimmt das geist- und genütvolle Buch „Lebenskunst und Lebensfragen“ (Ravensburg 1897) ein, „in dem er ein feines Gefühl für das Verständnis und den Interessentkreis breiter Schichten des Volkes bekundete, wie auch seinem nationalen Denken und Empfinden berebten Ausdruck zu geben wußte“.

In den Jahren 1875 bis 1881 vertrat Haushofer die Stadt München im bayerischen Abgeordnetenhaus, wo er zur liberalen Partei gehörte.

Nach längerem Leiden starb er am 9. April 1907 zu Gries bei Bozen, unvergeßlich allen, die ihn persönlich kannten, sowie denen, die aus seinen Büchern Belehrung und Erquickung schöpften.

Todesfälle. Anfangs April 1907 starb in Washington der nordamerikanische Ethnolog und Linguist **Albert Samuel Gatschet**. Er war am 3. Oktober 1832 zu St. Beatenberg in der Schweiz geboren, studierte 1846 bis 1858 in Bern und Berlin, übersiedelte 1868 nach New-York und beschäftigte sich seit 1874 hauptsächlich mit dem Studium der Indianersprachen. Im Jahre 1877 trat er in den Staatsdienst und wurde 1879 als Linguist am Bureau of American Ethnology der Smithsonian Institution in Washington angestellt.

Der schweizerische Zoolog und Forschungsreisende **Dr. Walter Volz** fand nach einem Berichte aus Westafrika vom 20. April 1907 bei einem Kampfe zwischen französischen Truppen und aufständischen Eingeborenen in Französisch-Guinea auf noch unaufgeklärte Weise den Tod. Dr. Walter Volz war ein Sohn des Berner Pfarrers Volz und 1875 zu Wynau im Kanton Bern geboren. Er hatte in Bern und Neuenburg Zoologie studiert und wurde Privatdozent und Assistent am Zoologischen Institut der Universität Bern. Er hatte bereits Holländisch-Indien erfolgreich bereist. Jetzt kam er aus Liberia und beabsichtigte, im Veyhalande Anschluß an einen französischen Militärposten zu suchen, um dann die Küste von Französisch-Guinea in Konakry zu erreichen. In dem von den französischen Truppen erfürmten Dorfe Bussadu wurde seine Leiche aufgefunden.

Der Professor der Botanik an der Universität Upsala **Franz Reinhold Kjellman**, welcher an der Nordenfjöldischen Vega-Expedition in den Jahren 1878 bis 1880 teilgenommen hat, ist am 22. April 1907 in Upsala gestorben.

Dr. Alexander Mac Bain, Autorität auf dem Gebiet der keltischen Sprachen, Direktor der Hochschule in Inverness, Verfasser der Werke „Celtic Mythology and Religion“ (1885) und „Etymological Dictionary of the Gaelic Language“ (1896), 1855 geboren, ist zu Stirling in Schottland im April 1907 gestorben.

Der Arabist und Talmudist **Dr. Adolf Neubauer**, 1831 in Ungarn geboren, ist am 6. April 1907 in London gestorben.

Kleine Mitteilungen aus allen Erdteilen.

Europa.

Die Ausgrabung von Herkulanum. Die Frage der Ausgrabung von Herkulanum, die seit den letzten Jahren das Interesse der gebildeten Welt beschäftigt, ist in ein neues Stadium getreten. An die gleichzeitig mit Pompeji verschüttete Schwesterstadt hat sich der Spaten der Archäologen bisher nicht gewagt, weil sich auf deren Trümmern der Ort Mesina erhebt. Da trat vor etwa Jahresfrist der deutsch-englische Archäologe Prof. Charles Waldstein mit dem Projekt hervor, eine vollständige Ausgrabung von Herkulanum mit einem jährlichen Aufwande von einer Million, die von Kunstfreunden aller Länder sammelt werden sollte, ins Leben zu rufen. Italien sollte nach diesem Programm die Leitung der Ausgrabungen übernehmen, beraten von einem internationalen Komitee von Gelehrten, als dessen Seele Waldstein sich selbst gedacht hatte. Obwohl Waldstein Gelegenheit fand, sein Projekt dem König von Italien vorzutragen, zerbrach es sich an dem Widerstand der italienischen Kunstnationalisten. Die Zentralkommission der Altertümer hatte Waldstein eine Reihe von Bedingungen gestellt, um dem Ausgrabungswerk den nationalen Charakter zu sichern. Besonders war die italienische Leitung für alle Kommissionen, der Verbleib aller Funde in Italien und der Ausschluß des offiziellen Charakters der Geldsammlungen im Ausland vorgezogen. Waldstein hatte auch diese Bedingungen angenommen, aber kurz danach setzte die nationalitistische Bewegung wieder ein, welche die Geldsammlungen im Ausland als

eine Italiens unwürdige Bettelerei bezeichnete, und unter diesem Eindruck hat der Minister rat jetzt seine Zustimmung versagt und beschlossen, die Ausgrabungen in Herkulanum mit einem Aufwand von 25.000 M. jährlich aus rein italienischen Quellen beginnen zu lassen.

Die Entdeckung eines prähistorischen Dorfes in Sizilien. In Laufe seiner Ausgrabungsarbeiten in Sizilien ist Professor Angelo Mosso die Entdeckung eines prähistorischen Dorfes bei Cannatello, in der Nähe von Agrigent, geglückt. Die genauere Erforschung des prähistorischen Dorfes, die mittels tiefer Erdschnitte vorgenommen wurde, brachte so hohe neolithische Schichten ans Licht, wie sie bisher in Süditalien noch nicht bekannt geworden sind. Diese Tatsache ist ein Beweis für das außerordentlich lange Bestehen des Dorfes an dieser Stelle, das sich vielleicht über mehr als ein Jahrtausend erstreckt hat. Völlig neu für die Forschung ist darin ein kreisrunder Platz, der gut gepflastert ist; innerhalb desselben befinden sich fünf Hütten, die an einigen Stellen mit großen Steinblöcken erbaut sind. Unbekannt waren bisher auch in der Steinzeit Straßen, wie sie hier die verschiedenen Teile des Dorfes mit dem Plage in der Mitte verbinden. An zwei verschiedenen Stellen, an denen veruchswelke Grabungen unternommen wurden, fanden sich noch andere Teile des Dorfes, die bisher noch nicht ausgegraben werden konnten. Zum ersten Male erscheinen quadratische Hütten, die sich in wunderbarem Erhaltungszustande befinden und die die technische Geschicklichkeit jener Baumeister der Steinzeit dartun. Die Pflaster enthalten Strohreste und erinnern so an das aus verschiedenen Stoffen gemischte Material, das man in Troja gefunden hat. Die rechteckige Form war bisher in Sizilien noch nicht beobachtet worden. Es wurden auch Tische für Trinkopfer gefunden, die beweisen, daß damals schon Beziehungen zu Kreta bestanden haben. Mosso tritt lebhaft dafür ein, daß das neolithische Dorf von Cannatello erhalten bleibe. Er hat ferner in Sant' Angelo Muraro ein Grab ausgegraben, daß 45 unverehrte Vasen enthielt. Es gehört den letzten Zeiten vor der hellenischen Invasion an; aber der Schmuck einiger Vasen zeigt eine Nachahmung weiter zurückliegender Zeiten, und einige Stativvasen beweisen aufs neue die Tatsache, daß in prähistorischer Zeit rege Beziehungen zwischen Sizilien und Kreta bestanden.

Neue Naphthaquellen am Ural. Am Ural wurden vor einiger Zeit größere Naphthaquellen entdeckt, die, soweit die vorläufigen Schürfungen ergeben haben, reichhaltig genug sind, um den Bedarf der vielverzweigten Industrie am Ural in jeder Beziehung zu decken. Da die Wälderereien des Ural teilweise ziemlich spärlich sind, so mußte man bisher vom Kaukasus und anderen Gegenden Maout (Rückstand bei der Destillation des Rohpetroleums) beziehen, trotzdem der Transport dieses für die Uraler Eisenindustrie unentbehrlichen Heizmaterials ebenso un bequem wie teuer ist und bei den jetzigen unsicheren Verhältnissen in Rußland ungemein erschwert wurde. Da nun aber durch die von Privatpersonen angestellten Schürfungen naphthahaltige Länderereien besonders im Gouvernement Ufa unweit der Stadt Sterlitamata (etwa 20 Kilometer davon entfernt) oberhalb des Flusses Bjalaja entdeckt wurden, so entsandte das russische Bergdepartement schon im vorigen Jahre einen Geologen nach dem Ural, um Nachforschungen anzustellen. Dieser fand nun, daß die grauen sandigen Schichten, die an den betreffenden Stellen Naphtha führen, eine Gesamtstärke bis hundert Faden haben und daß sich diese naphthahaltigen Schichten zwischen den roten Permischen Ablagerungen befinden, die ihren Ausgang am Berge Tscheketan bei der Stadt Sterlitamata und am Berge Taratau bei der Stadt Urmsal-bisaj-tobaka haben. Da auch der amtliche Bericht über die neuen Naphthaquellen am Ural sehr günstig lautet, so hat das russische Bergdepartement verfügt, daß jetzt an verschiedenen Stellen mehr oder minder tiefe Bohrlöcher angelegt werden, um so denjenigen Platz auszusuchen, wo baldmöglichst die Anlage eines tiefen Bohrloches ausgeführt werden könnte.

Austernbänke bei den nordrussischen Inseln. In den letzten Jahren hat eine namhafte Hamburger Firma, die seit 1878 die fiskalischen Austernbänke an der schleswig-holsteinischen Westküste gepachtet hat, der dortigen Austernzucht, die stark im Rückgang begriffen war, erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt. Nachdem ein Versuch mit der Anzucht französischer Austern leider erfolglos blieb, weil diese für die hiesigen klimatischen Verhältnisse nicht geeignet waren, hat jetzt die Firma in Holland, wo das Klima dem schleswigschen ähnlich ist, in der Annahme Studien gemacht, daß die holländische Auster hier gedeihen würde. Die Regierung hat der Firma im vorigen Jahre ein Terrain im Wattenmeer für Zuchtzwecke zur Verfügung gestellt. Es sind südlich der Insel Amrum mehrere 100.000 holländische Austern ausgelegt und für diese künstlichen Bruststellen sogenannte Schelben geschaffen worden. Die inzwischen angestellten Untersuchungen sind nun außerordentlich befriedigend ausgefallen, so daß die Staatsregierung sich veranlaßt gesehen hat, Vertreter nach Holland zu entsenden, um dort im Verein mit den Pächtern die mühseligen Einrichtungen der Austernzucht weiter zu studieren. Diese Versuche sollen nicht nur dazu dienen in Deutschland eine Austernzucht zu begründen, sondern vornehmlich die holländische Auster zur „Austernzucht“ der alten fiskalischen Austern zu benutzen.

Bergsturz in Tirol. Vom Südbhange des zur Lechtalerkette gehörigen Almejurstockes erfolgte vor kurzem ein ungeheurer Felssturz. Die Gemeinde Nafferein am Arlberg war aufs äußerste bedroht. 10 Meter vor dem letzten Hause staute die Trümmermasse sich haushoch. 80.000 Quadratmeter Wiesengrund wurden überschüttet, und mancher Grundbesitzer ist ruiniert. Glücklicherweise trat das Unheil nicht unerwartet ein, man hörte schon einige Stunden vor der Katastrophe so heftiges Krachen auf der Höhe, daß die Bewohner eiligst die gefährdeten Häuser verlassen konnten. Mit Schrecken beobachtete die Bevölkerung, wie hoch oben am Bergstock immer größer werdende Risse klangen. Gegen Abend erfolgte dann der Felssturz, der wohl über eine Million Kubikmeter Fels- und Schuttmassen enthielt.

Asien.

Die bayrische Expedition nach Zentralasien. Die Reise des Dr. Merzbacher nach dem Tianshan, die der Gelehrte, wie wir schon berichteten, in Begleitung des Prinzen Arnulf von Bayern angetreten hat, ist bereits die dritte Reise des bayerischen Forschers nach diesem Gebirge, das 1866 von dem russischen Forscher Semenov zum ersten Male überhaupt betreten wurde. Aber erst Dr. Merzbacher hat durch seine 1892 und zehn Jahre später wieder dorthin unternommenen Reisen das Geheimnis gelüftet, das über dem von ewigem Schnee und Eis bedeckten Gebirge lag, das sich zwischen der Uralkaspischen Senkung und den Wüstenlandschaften der Mongolei auf über 2000 Kilometer Länge, also mehr als die doppelte Länge unserer Alpen, erstreckt. Prinz Arnulf und Dr. Merzbacher reisten durch die unteren Donauländer, durch den Kaukasus nach Baku, über das Kaspische Meer nach Krasnowodsk und von dort mit der Transkaspischen Eisenbahn nach Buchara und Samarkand. Am 9. Mai wollten sie in Tashkent mit den anderen Teilnehmern zusammentreffen, die über Moskau und die neue Turkestan-Eisenbahn dorthin fahren. Aber die südsibirischen und turkestanischen Steppen geht es dann nach dem chinesischen Grenzorte Kuldsha, wo die Expedition ins Hochgebirge organisiert und durch eingeborene Hilfskräfte vervollständigt wird.

Französische Forschungen in Ostturkestan. Im Juni 1906 begab sich eine französische Expedition unter Leitung des Professors Pelliot nach Ostturkestan, um die dortigen Altertümer zu erforschen. Die Untersuchung von zwei Ruinengruppen in der Nähe des Dorfes Khanui, sowie bei Ordelik ergab, daß dieselben nicht aus buddhistischer Zeit stammen, sondern mohammedanischen Ursprungs sind, auch daß sie nicht, wie die Tradition lautet, ihre Zerstörung einem kriegerischen Angriffe verdanken; vielmehr meint Pelliot, daß wahrscheinlich zunehmende Dürre die Bewohner dieser Wohnsitze genötigt habe, dieselben zu verlassen.

Nachrichten von Professor Grünwedel. Der Direktor des Museums für Völkerkunde in Berlin, Professor Dr. A. Grünwedel, der bekanntlich zurzeit auf einer Studienreise in Chinesisch-Turkestan begriffen ist, wird voraussichtlich im Laufe dieses Sommers wieder nach Berlin zurückkehren. Den letzten Nachrichten zufolge hat er alle Vorbereitungen getroffen, um im Mai von Turfan aufzubrechen.

Afrika.

Forschungsreise des Herzogs von Mecklenburg in den Kongostaat. Über die Afrikaexpedition des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg (vgl. S. 379) werden jetzt nähere Einzelheiten bekannt, welche die bisherigen Meldungen ergänzen und zum Teil berichtigen. Die Vorbereitungen für die Expedition werden am Orte ihres Ausgangs, in Bukoba am Viktoriasee, schon jetzt durch Leutnant von Wiese und Kaiserzwalbau betrieben, der den Herzog begleiten und die Expeditionskarawane führen wird. Am 29. Mai wird Herzog Adolf Friedrich in Mombassa eintreffen und sich über die englische Ugandabahn nach dem Viktoriasee begeben, so daß Anfang Juni der Marsch von Bukoba (am deutschen Westufer des Sees) aus angetreten werden kann. Zunächst soll das Gebiet des Ribusees bereift werden. Das Hauptziel der Expedition ist der Nelledistrikt im Nordwesten und äußersten Norden des Kongostaates. Die Durchquerung Afrikas von Ost nach West, wie sie ursprünglich geplant war, mußte aufgegeben werden, da die französische Regierung wegen der unsicheren Zustände in den französischen Teilen des Hadseegebietes ihre Zustimmung versagen zu müssen glaubte. Im Nelledistrikt wird die Expedition längere Zeit verweilen und verschiedene Züge zu einzelnen Spezialstudien unternehmen. Weitere Ausflüge sollen in die Nordostspitze von Französisch-Kongo und über die angrenzenden britischen Gebiete nach dem Nil führen. Ob die Rückreise nilarwärts oder durch Abessinien ausgeführt werden soll, steht noch dahin. Die Namen der Expeditionsteilnehmer sind bereits bekannt, ebenso, daß die Dauer der Expedition auf eininhalb bis zwei Jahre berechnet ist.

Kautschukgewinnung im französischen Kongogebiete. Vor kurzem fand in Libreville eine landwirtschaftliche Ausstellung statt, auf der unter anderen interessanten Gegenständen die ausgestellten Gummisorten Erwähnung verdienen. Außer den von den Eingeborenen gewöhnlich in den Handel gebrachten Sorten waren auch Proben von Gummilastikum ausgestellt, die von den Weißen oder unter deren Anleitung und Aufsicht hergestellt waren. Der verwandte Gummisaft stammte teils von Bienen (Lanolinia-Arten), teils aus *Kickxia africana* (*Fortunia elastica*), doch war auch Gummi aus Wurzeln vertreten. Zur Bereitung von Wurzelschmelz war in Brazzaville ein größeres fabrikmäßig eingerichtetes Unternehmen gegründet worden. Dieses verarbeitete die von den Eingeborenen herbeigetragenen Wurzeln mit Hilfe von Stampfmaschinen. Auch hatte dieses Unternehmen etwa 500 Loango-Träger besonders für den Transport der angekauften Wurzeln engagiert. Jetzt haben die Eingeborenen aber angefangen, in Nachahmung des maschinellen Betriebes den Schmelz durch Ausstampfen in primitiven Holzmörsern, die sonst zur Bereitung von Maniocmehl dienen, zu gewinnen. Die Träger erhalten nun für die weit wertvolleren Lasten fertigen Gummis hohe Preise und die Zufuhr der Wurzeln ist deshalb so zurückgegangen, daß das Unternehmen jetzt auch die eigenen Träger entlassen hat, da es sich besser stellt, das von den Eingeborenen hergestellte fertige Gummi zu kaufen.

Heuschreckenplage in Südwestafrika. Über die Heuschreckenplage in Südwestafrika und deren Bekämpfung äußert sich die „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung“ in ihrer Nummer vom 16. März 1907 wie folgt: „Seit drei Wochen ziehen jetzt die Heuschrecken verheerend durch das Land. Am 24. Februar fuhr man von Ougwati bis Brakwasser unausgesetzt durch die Fußgängercharen, jetzt ist dieselbe Strecke mit gesügelten, aber noch nicht voll ausgewachsenen Heuschrecken bedeckt. Und wie auf dieser Strecke, so war und ist es auch auf anderen. Die Maschine des Eisenbahnzuges, der am 12. März von Omaruru in Ougwati eintraf, war über und über mit einer Masse bedeckt, die von den Körpern der durch die Räder zermalnten Tiere herrührte. Von Tunes liegt eine Postkarte vom 20. Februar vor, die besagt, daß die Heuschrecken alles kahl fressen. Wohin die Massen der Insekten sich ergossen haben, da ist alles Grüne auf der Weide und in den Gärten abgefressen. Von der Massenhaftigkeit des Auftretens und der Gefährlichkeit der Heuschrecken mag man sich eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß die Tiere heispielsweise in Windhuf in die Häuser gekommen sind, die Fußböden der Zimmer so hoch bedeckt haben, daß an der Möglichkeit eines Auskehrens verzweifelt werden mußte, weil durch die geöffnete Tür stets mehr Insekten eindrangen, als hinausgefegt werden konnten, daß sie die Säume der Gardinen anfraßen. Auch in den im Swakopbett angelegten Gärten haben sie ihr Zerstörungswerk getan, so daß es mit der Zufuhr von frischem Gemüse für Swakopmund in der nächsten Zeit wohl schwach bestellt sein wird. Davon, daß ein Kampf im großen gegen die verheerenden Scharen aufgenommen worden sei durch Infiltrierung mit dem Heuschreckenpilz, hat man nichts vernommen. Auf jeden Fall muß die Erfahrung dieses Jahres die Folge haben, daß man sich zu einem Tun entschließt. Gibt es ein wirksames Vertilgungsmittel, so muß es in wirksamer Weise angewendet werden. Daß man mit verkränkten Armen immer wieder der Vernichtung weiter Landstriche zuschaut, ist nicht mehr angängig.“

Die Besiedelung des Südens von Deutsch-Südwestafrika. Die aus taktischen Gründen während des letzten Jahres von den weißen Bewohnern geräumten Striche im Süden werden allmählich wieder besiedelt. Nach den „Windhuf Nachrichten“ sind seit Anfang Jänner 1907 bereits 15 Farmer wieder in jenes Gebiet zurückgekehrt und haben 100 Pferde, 1300 Rinder und an 10.000 Stück Kleinvieh mitgebracht. Mit besonderen Absichten auf die gebirgigen Gebiete am Oranjefluß sollen sich 200 Transvaal-Buren als Ansiedler für den Süden gemeldet haben.

Wildreservate in Deutsch-Südwestafrika. Durch Verordnung des Gouverneurs werden in Südwestafrika Wildreservate bestimmt, nämlich ein Gebiet östlich Grootfontein, Striche südlich, westlich und nordwestlich der Etoscha-Pfanne und ein Gebiet im Bezirke Swakopmund. Die Ausübung jeglicher Jagd, auch auf Springsböcke und Kleinwild ist dort nur mit schriftlicher Genehmigung des Gouverneurs gestattet. Auch zu dem Verkehr mit Fahrzeugen aller Art in den Wildreservaten bedarf es außerhalb der öffentlichen Wege einer Erlaubnis. Die Verordnung ist am 1. Mai 1907 in Kraft getreten. ¶

Amerika.

Nachkommen der Normannen in Amerika? Ein amerikanischer Missionär, der vor kurzem nach Chicago zurückgekommen ist, berichtet, er habe im Norden Alaskas einen Stamm getroffen, der unzweifelhaft kaukasisches Blut in sich habe und keinerlei Vermischung mit Indianern und Mongolen aufweist. Diese Stammesangehörigen sollen wahre Riesen sein und

prachtvolle Gestalten mit schön entwickelter Muskulatur zeigen. Neb. Varnum, der acht Jahre unter diesem Volke gelebt hat, berichtet, er habe nicht einen einzigen Menschen gesehen, der nicht bedeutend größer und breiter gewesen sei wie der Durchschnittsamerikaner. Da Neb. Varnum die Sprache dieses Volkes gelernt hat, darf man auf seine näheren Mitteilungen recht gespannt sein, denn es wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß man es hier mit Nachkommen der nordländischen Entdecker Amerikas zu tun hat. Jedenfalls sind die Mitteilungen sehr interessant, wenn sie auch noch vorläufig mit großer Vorsicht aufzunehmen sind.

Andenbahn in Südamerika. Die Andenbahn, welche Chile mit Argentinien, den Stillen mit dem Atlantischen Ozean verbinden soll, wird wahrscheinlich im Jahre 1908 vollendet sein und dem Verkehr übergeben werden. Es wird dies die erste transkontinentale Bahn sein, welche Südamerika durchzieht. Die Konzession für diese Bahn wurde im Jahre 1886 von der argentinischen Regierung erteilt. Die Ausführung des Baues begegnete jedoch großen finanziellen Schwierigkeiten, und im Jahre 1892 mußten die Arbeiten eingestellt werden. Die englische Gesellschaft „Argentina Great Western Company“ übernahm später die Fortsetzung des Baues und ihr ist es zu danken, daß das Werk heute nahe vor seiner Vollendung steht. Die Bahn, welche eine Spurbreite von einem Meter hat, geht von Mendoza am Fuße der Anden aus und durchquert dieselben in einer Höhe von 4000 Metern mittels eines drei Kilometer langen Tunnels. An der chilenischen Abdachung gelangt sie sodann nach Los Andes und endet am Stillen Ozean. Die Bahn wird selbstverständlich eine große Bedeutung erlangen. Bis jetzt können die Erzeugnisse Schiles nur auf dem Seewege nach Osten befördert werden, in Zukunft werden sie mit der Eisenbahn nach den argentinischen Häfen gelangen.

Erforschung des Pilcomayo. Die Schiffsverkehrsverhältnisse des Pilcomayo, eines Nebenflusses des Paraguay, der als südlicher Ausfuhrweg des vom Meere abgeschnittenen Bolivien in Betracht kommt, sind, wie die „Geographische Zeitschrift“ mitteilt, im August 1906 von dem Ingenieur Herrmann im Auftrage einer Vereinigung von deutschen Kapitalisten und Gelehrten untersucht worden, nachdem im Sommer 1904 eine argentinische Expedition den Fluß von seiner Einmündung in den Paraguay aufwärts untersucht und befahren hat. Nach einem brieflichen Berichte in der „Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde“ verließ die aus Herrmann, einem Argentinier und einigen bolivianischen Soldaten bestehende Expedition in einem primitiven Flußfahrzeuge am 4. August Fortin Guachalla (22° 25' südl. Br.) und erreichte flußabwärts fahrend glücklich die Patinosümpfe (24° 5' südl. Br.). Die Fahrt war gefahrlos, die zahlreichen, an den Ufern wohnenden Indianer waren friedlich, Stromschnellen oder gar Wasserfälle waren nicht vorhanden, die „Rapidos de Patino“ der Karten (zwischen 23° und 24° südl. Br.) existieren nicht; die einzigen Hindernisse bildeten Sandbänke, in den Fluß gestürzte Baumstämme und zahlreiche Fischbarrieren, die die Indianer in den Fluß gebaut hatten, um das Abwandern der Fische in ein benachbartes Gebiet zu verhindern. Die Ufer des Flusses waren anfangs 10 bis 12 Meter hoch, wurden immer niedriger und senkten sich schließlich bis zu 1 Meter Höhe herab. Unter gewöhnlichen Wasserstandsverhältnissen ist das Land in diesem Teile zu beiden Seiten des Flusses kilometerweit überschwemmt; in diesem Jahre führte der Fluß ausnahmsweise wenig Wasser, das Land war deshalb trocken und zeigte tiefe Risse, die ein Vordringen zu Lande unmöglich machten. Am 1. September bei Beginn der Patinosümpfe begann sich der Fluß zu verzweigen, die einzelnen Arme waren wegen zu geringer Wassertiefe unbefahrbar, weshalb man zu Lande weiterzog; am 4. September kam man in sumpfiges Terrain, der Fluß löste sich allmählich in zahlreiche Wasserläden auf und schließlich watete man bis an die Schultern im Wasser. Man entließ sich deshalb zur Umkehr und gelangte zu Lande auf dem linken Ufer des Flusses, wobei ethnologische Studien und umfangreiche Sammlungen gemacht werden konnten, wieder nach Fortin Guachalla, wo man am 19. September eintraf. An diese Befahrung des unteren Flußlaufes gedachte Herrmann eine Fahrt flußaufwärts bis nach San Francisco (21° 25' südl. Br.) zu knüpfen.

Die Indianer Surinams. An der niederländischen Expedition zur Erforschung des Inneren von Surinam nahm auch, wie wir der Zeitschrift „Globe“ entnehmen, der Marineleutnant De Goje teil, der jetzt, als Ergänzungsheft zu Band 17 des „Internationalen Archivs für Ethnographie“ Beiträge zur Kenntnis der Indianer Surinams und ihrer Sprache veröffentlicht, die, mit 15 vortrefflichen Tafeln versehen, unsere Kenntnisse wesentlich erweitern. Trotzdem ist in ethnographischer Beziehung in Guyana noch viel zu leisten, da durch die Ansiedlung der Europäer und die an den Mittelläufen der Flüsse herrschenden Buschneger das ursprüngliche Indianertum allmählich verfallt wird. Es handelt sich in Surinam um zwei Gruppen von Indianern. Im Niederlande sitzen Kariben, Arromaken und Waranis, tief im Binnenlande die Aukujanaz, Trios und einige andere Stämme. Indessen dieses ist

nur eine geographische Einteilung; sprachlich geschieden zeigt sich, daß die Karaiiben, Auku-janas und Trios zusammengehören, während die Arrowaken und Waraus eine zweite Gruppe bilden. Der wertvollste und umfangreichste Teil der Arbeit De Goejes ist der sprachliche, in dem der Verfasser ein großes Vokabular (holländisch und deutsch) mitteilt.

Australien und Polynesien.

Erstbefliegung von Deutsch-Neu-Guinea. Unter Führung des Dr. H. Schlechter ist eine vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee entsandte Expedition abgegangen, welche die Aufgabe hat, abbauwürdige Mengen von Guttapercha und Kautschuk festzustellen und ihre Kultur in Deutsch-Neu-Guinea zu verbreiten. Der Ausmarsch der Expedition von Bougu am Konstantinshafen war für Anfang April 1907 bestimmt. Zunächst sollte versucht werden, die Sattelhöhe zwischen Orgen- und Finisterregebirge zu erreichen, um die Südwestabhänge des letzteren und hierauf das Namutal zu erforschen. Auch die Erstfindung des Bismarckgebirges ist geplant und unter günstigen Umständen ein Durchbruch nach dem Hion-Golf.

Die Ozean-Insel. Die kleine Ozean-Insel oder Paanopa liegt unter $0^{\circ} 52'$ südl. Br. und $169^{\circ} 35'$ östl. L. v. Gr. zwischen der Gilbert- und Salomonengruppe. Sie wurde im Jahre 1900 von England annektiert und unter die Jurisdiktion des stellvertretenden Verweisers des Gilbert- und Ellice-Protektorates gestellt. Die Insel ist wegen ihres ungeheueren Reichturns an Phosphaten bekannt, die einfach abgegraben werden und in ganzen Dampferladungen zur Verfrachtung gelangen. In chemischen Werken werden diese Phosphate durch Behandlung mit Schwefelsäure in Superphosphate verwandelt und dadurch im Wasser löslich gemacht. Wegen ihrer befruchtenden Eigenschaften findet diese Substanz ausgedehnte Anwendung als Düngemittel in Australien, Neuseeland, Japan und Borneo.

Polargegenden und Ozeane.

Probleme der Polarforschung. Dr. Nansen, der nunmehrige norwegische Gesandte am Hofe von St. James, hielt vor kurzem vor der königlichen Geographischen Gesellschaft in London einen interessanten Vortrag über die Probleme der Polarforschung und die Möglichkeit, den Nordpol zu erreichen, wobei er sich auf die selbst gesammelten Erfahrungen und seine Schlußfolgerungen stützte. Den Nordpol mittels Luftschiffes oder Automobiles zu erreichen, wie es jetzt zwei Expeditionen in Aussicht genommen haben, bezeichnete er von vornherein als aussichtslos. Auch mittels Schlitten glaubt er nicht, daß der Pol zu erreichen sein wird. Die geomorphologische Gestaltung der nördlichen Polarregion weist darauf hin, daß sich um den Pol herum kein Festland befinde, daß sich vielmehr die tiefe Versenkung in der Erdoberfläche, die entlang der norwegischen Küste durch die norwegische See bemerkbar ist und sich dann im Norden gegen Grönland hinzieht und Europa und Amerika scheidet, auch innerhalb des Polarkreises vorwalte und dort ein offenes Meer bilde. Daß sich zwischen Amerika und Europa nordwärts kein festes Land erstreckt, sei daraus zu schließen, daß vom höchsten Norden her die Meeresströmungen nach Osten und nach Westen gehen und umgekehrt und nur mit Benutzung dieser Strömungen, von denen er sich auf der „Fram“ treiben ließ, war es ihm möglich, die von ihm erreichte nördliche Höhe zu erlangen. Dr. Nansen glaubt, wenn man beim Einsesen der Strömung von Süden eine Flasche in das Meer würfe und ihr folgen würde, würde man in das offene Meer kommen, das sich, wie er vermutet, bis zum Pol erstreckt, und beim Umschlagen der Strömung würde man wieder mit dieser zurückgelangen.

Französische Nordpolarexpedition. Eine französische Polarexpedition wird unter Leitung von Charles Benard im nächsten Monate von Dünkirchen aufbrechen. Die Expedition ist von der „Ligue Maritime Française“ ausgerüstet, die den Schoner „Jaques Cartier“ für die Zwecke einer Polarreise besonders hat einrichten lassen. Das Schiff ist auch mit den neuesten wissenschaftlichen Apparaten, mit Drachen und Lebensrettungsvorrichtungen versehen. Eine Anzahl von Männern der Wissenschaft nimmt an der Expedition teil; die Mannschaft besteht aus fünfzehn ausgewählten Leuten. Die Fahrt geht zunächst nach Island, wo die Expedition die Wanderungen des Nabelhans, die Richtungen der Meeresströmungen, die Zusammenfügung des Meeresgrundes und die submarine Fauna studieren will. Danach wird das Schiff einen Vorstoß nach dem Nordpol versuchen. Die Dauer der ganzen Expedition ist auf fünfzehn Monate berechnet.

Pearys nächste Polarfahrt. Als der amerikanische Nordpolfahrer Leutnant Peary im vorigen Jahre von seiner Nordpolfahrt zurückkehrte, kündigte er in einem Vortrage eine neue Nordpolarexpedition für diesen Sommer an. Der Peary-Arctic-Klub, welcher die Kosten

der letzten Expedition trug, bringt diesmal aber nur einen Teil der Ausrüstung auf. Für den Rest ist unter den begüterten Kreisen des amerikanischen Handelsstandes erfolgreiche Propaganda gemacht worden, so daß über 800.000 Mark Peary zur Verfügung stehen. Die Instandsetzung und Ausrüstung der „Roosevelt“ geht flott von statten, so daß das Polarschiff zum Auslaufen von New-York am 1. Juli secklar sein dürfte. Ausrüstung und Mannschaft dieser neuen Nordpolfahrt werden die gleiche wie früher sein. Peary will diesmal versuchen, mit seinem Schiff den 83. Breitengrad zu erreichen. Dann will er seine Schlittenfahrt zum Pol in einer mehr nordwestlichen Richtung als bei seiner letzten Expedition unternehmen. Er glaubt übrigens, nach den Meeresströmungen annehmen zu dürfen, daß im Nordwesten zwischen Grantland und dem Pol sich eine Insel befindet, auf welcher er gegen Norden vordringen zu können hofft.

Komprimierte Luft zur Beruhigung der Wellen. Zu den bisher bekannten Beruhigungsmitteln hohen Wellenganges, Öl, Petroleum, Seifenwasser und Fischtran (vgl. S. 285) ist nun ein neues gekommen: die komprimierte Luft. Der amerikanische Ingenieur W. Brasler machte bei Gelegenheit der Untertunnelierung des East River bei New-York die Beobachtung, daß in der Umgebung der Klästen, die komprimierte Luft enthielten, das Wasser vollkommen ruhig wurde. Er untersuchte die Ursache der auffälligen Glättung der Wellen und fand, daß die komprimierte Luft, die in kleinen Mengen aus schadhafte Stellen des Tanks und nicht festschließenden Verschlüssen entwich, diese Wirkung hervorbrachte. Brasler machte nun einen Versuch in größerem Maßstab. Längs der Hafendünen und Molen usw. brachte er unter Wasser ein System von Röhren an, die mit kleinen Öffnungen versehen waren, durch die die komprimierte Luft ausströmen konnte. Nach seinen Mitteilungen war der Erfolg zufriedenstellend. Selbst „beim heftigsten Sturm“ soll die Umgebung der Röhrenleitung, die vorher stark brandenden Wassermassen, ruhig geworden sein. Brasler macht den Vorschlag, Schiffe an ihren Bordwänden mit einem derartigen Röhrennetz auszurüsten, das dem Schiff auch in der heftigsten Brandung ruhiges Wasser und Sicherheit gewähren soll.

Verchiedenes.

Kugelblitz bei Birkenhead. Kugelblitze werden sehr selten beobachtet. Es ist daher angezeigt, jeden verdächtigten Fall zu registrieren. Ein solcher Kugelblitz wurde am 9. April 1907 in Birkenhead in England beobachtet. Ein Gewittersturm war im Anzuge und schien über die Stadt niederzueilen zu wollen, als sich plötzlich eine der schweren Wolken spaltete. Ein großer Feuerball, aus dem Funken nach allen Richtungen sprühten, brach aus derselben hervor und flog mit blitzartiger Geschwindigkeit über das Bidston-Observatorium und schlug in dem an dasselbe angrenzenden großen Park in einen Erdhaufen ein, von wo der Feuerball auf ein nahegelegenes Grundstück übersprang, wo er das dort wachsende Heidekraut und Buschwerk in Brand steckte. Ein zwei Fuß tiefes und drei Fuß im Durchmesser großes rundes Loch bezeichnete die Stelle wo der Feuerball niedergegangen war. Eine in der Nähe befindliche Frau wurde zu Boden geworfen und ein Gärtner befand sich plötzlich von einem Flammenring umgeben und wurde einige Schritte weit fortgeschleudert, während der Spaten, den er in seiner Hand hielt, mit einem Ruck aus der Hand gerissen und etwa 20 Schritte weit über eine Hecke geschleudert wurde. Eine auf dem Heidefeld grasende Kuh und mehrere Arbeiter wurden zu Boden geschleudert und bei einem in der Nähe befindlichen Neubau wurden die Maurer, die Kellen in der Hand hatten, von den Leitern herabgerissen. Einige Spaziergänger, die sich ein paar hundert Schritte entfernt fanden, wo der Feuerball niederging, empfanden einen starken elektrischen Schlag, unter dessen Nachwirkungen sie mehrere Tage zu leiden hatten.

Tätigkeit der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft. Die britische und ausländische Bibelgesellschaft fügte im Jahrgang 1906 elf neue Sprachen zu ihren 400 Bibelübersetzungen. Es sind die Mundart von Ladak in Klein-Tibet, die Katschharisprache und die Singhosprache in Assam, die südlaotische Sprache in Bengalen, die ägyptisch-arabische Mundart, die Sigulasprache in Deutsch-Südwestafrika, die Bembaisprache in Innerafrika, die Saaprasche, die Kulliniisprache und die Santosprache für Polynesien und die Wribrisprache für einen Indianerstamm in Mittelamerika.

Geographische und verwandte Vereine.

79. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte. Die 79. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte findet vom 15. bis 21. September 1907 in Dresden statt. Die allgemeinen Sitzungen sind am 16. und 20. September angesetzt. Von den 13 Abteilungen der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe sind die folgenden für unsere Leser von besonderem Interesse: 1. b. Astronomie und Geodäsie, 6. Geophysik, einschließlich Meteorologie und Erdmagnetismus, 7. Geographie, Hydrographie und Kartographie, 8. Mineralogie, Geologie und Paläontologie, 11. Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie. Die Einführenden der 7. Abteilung sind Generalkoniuł K. v. Fischer-Treuenfeld (Dresden A, Reifigerstraße 11), Oberst Friedr. Lanterbach und Prof. Dr. S. Gravelius. Vorträge für diese Abteilung sind bei dem Erstgenannten anzumelden.

Geographische Gesellschaft in Lübeck. Die Geographische Gesellschaft in Lübeck konnte jüngst ihr fünfundsanzwanzigjähriges Bestehen feiern. Über Anregung des Prof. A. Sartori und des Oberlehrers Dr. A. Barth konstituierte sie sich im Februar 1882. Anlässlich des Jubiläums wurde eine kleine Festschrift herausgegeben, welche eine Geschichte der Gesellschaft in den Jahren 1882 bis 1907, ein Verzeichnis der in dieser Zeit in ihrem Schoße gehaltenen Vorträge, eine Übersicht der sehr ansehnlichen Zahl von Veröffentlichungen der Gesellschaft und eine Reihe von Personalien enthält. Ehrenvorsitzender ist Prof. Sartori, Vorsitzender Prof. Dr. S. W. Lenz, Schriftführer Navigationslehrer F. Krauß. Die Gesellschaft zählt derzeit 12 Ehrenmitglieder, 11 korrespondierende, 158 ordentliche Mitglieder, 1 außerordentliches Mitglied, zusammen 182.

Geographische Gesellschaft zu München. In der am 31. Jänner 1907 abgehaltenen Generalversammlung trat der bisherige erste Vorsitzende Prof. Dr. Stegmund Günther von seinem Posten zurück; er wurde zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt. An seiner statt wurde Prof. Dr. Erich v. Drygalski zum ersten Vorsitzenden gewählt.

Geographische Gesellschaft in Paris. Die Geographische Gesellschaft in Paris hat für das Jahr 1907 folgende Preise verliehen: Die große goldene Medaille dem Oberstleutnant Bourgois, den Preis La Moquette dem Kapitän Amundsen, die Spezialmedaille an Chudeau, Kapitän Larras, Pius, R. Blanchard; die goldene Medaille an Ch. Marquis de Segonzac B. Lemoine, F. A. Clozel, Oberstleutnant Laquiere, Dr. Ribet, Baudry de Balorre, den Prinzen L. d'Orléans-Bragance, Joubin und Guérin, Huot; eine vergoldete Silbermedaille an Leutnant Freudenberg, Madame Sadler, Rouget, L. de la Janquière, Abbé Richard; eine silberne Medaille an Demontez, Chéradame, Binon, Chantard, Ferrasse, Knapp, General Paris, Trouillet, Flusin und Salome.

Geologische Gesellschaft in London. Die Geological Society of London feiert am 26., 27. und 28. September 1907 ihren 100jährigen Bestand.

Vom Büchertisch.

Nationale Erdkunde. Von E. Hauptmann, Rektor in Straßburg i. E. Straßburg i. E. Friedrich Bull, Verlagsbuchhandlung. (XX, 206 S.) 4 Mark.

Rektor Hauptmann will den Geographieunterricht national gestalten, durch ihn soll das nationale Gefühl des Kindes entwickelt werden. Den Weg hierzu zeigt ihm die weltwirtschaftliche Stellung Deutschlands. Über diese sind sich die meisten Deutschen im unklaren, daher ihr Unverständnis in Sachen der Kolonialpolitik. Der Geographieunterricht soll die Bedingungen für den deutschen Außenhandel, die Abhängigkeit der ganzen gebethlichen Entwicklung des deutschen Vaterlandes von den Beziehungen zu den überseeischen Ländern aufzeigen. Dann kann das deutsche Kind mit einer annähernd richtigen Vorstellung von seines Volkes Stellung im Weltgeriebe ins Leben hinaustreten. Wir sehen, daß dies alles auf Handels- und Wirtschaftsgeographie hinausläuft, die ja mit Recht im Geographieunterrichte immer mehr Betonung erfährt. Aber sie bildet doch nicht einzig und allein Kern und Wesen der Geographie; was man unter dieser in erster Linie versteht, will Hauptmann von der Karte herableiten lassen. Da er die Wirtschaftsgeographie schon in der Volksschule eingeführt wissen will, glauben wir, daß er das Interesse des Kindes für die Geographie auf diesem

Wege nicht steigern oder erwecken wird. Lieft man, nach Absolvierung der Einleitung, in welcher der Verfasser die oben kurz angedeuteten Ideen entwickelt, den Lehrstoff seines Buches (Wirtschaftsgeographie der europäischen Erdteile) selbst durch, so wird man sich mit demselben als Wirtschaftsgeographie für die höhere Unterrichtsstufe einverstanden erklären können, es aber ablehnen, denselben für den geographischen Lehrstoff überhaupt zu halten.

Kärnten. Ein Reisehandbuch herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Kärnten" und vom „Kärntnerverein“. Redigiert von Dr. Gustav Zoepfl. Klagenfurt 1906. Ferd. v. Kleinmayr. (CXVII, 656 S.) Gebdn. 3 K = 3 Mark.

Kaum ein Land gleichen Umfanges wie Kärnten besitzt ein so eingehendes, inhaltsreiches Reisehandbuch wie das vorliegende, welches allen, auch den weitestgehenden Wünschen und Bedürfnissen des Reisenden zu entsprechen geeignet ist. Schon seit Jahrzehnten erfreute sich das schöne und großartige Kärntnerland eines stets gesteigerten Besuches von auswärts, durch die neu eröffneten Schienenwege der Tauern- und der Karawankenbahn wird dasselbe für viele noch leichter zugänglich und eine weitere Zunahme der Besucherzahl ist voraus zu sehen. Das „Reisehandbuch“ stellt eine gediegene Monographie Kärntens dar. Eingeleitet wird dasselbe durch eine von berufenen Fachmännern bearbeitete Übersicht der geographischen und ethnographischen Verhältnisse, des Verkehrs- und Gasthauswesens, der Geschichte und Kunstgeschichte. Der eigentliche „Führer“ behandelt das Land in sieben Haupt-routen, denen zahllose Nebenrouten sich anfügen. Eine vielen willkommenen Beigabe enthält der Anhang insder Behandlung des italienischen Grenzgebietes Canale del Ferro und Carnia. Daß auch auf Radfahrer und Automobilisten Rücksicht genommen wird, ist in einem modernen Reisehandbuche selbstverständlich. Den vielen Karten ist klare und korrekte Aus-führung nachzurühmen. Der Preis des umfangreichen Buches ist staunenswert niedrig.

Welt-Jahrbuch für das Jahr 1907. Berlin. Druck und Verlag der Germania, Aktien-gesellschaft für Verlag und Druckerei. (152 S.) 1 Mark, gebdn. 1 Mark 50 Pfennige.

Das „Welt-Jahrbuch“ bringt eine Revue der großen Ereignisse des Jahres 1906, welche mit nicht weniger als 179 vorzüglichen Bildern ausgestattet ist. Es kommen da die verschiedensten Wissensgebiete zur Sprache, nicht im geringsten die Länder- und Völkertunde. So finden wir: „Besuchsausbrüche und Vulkanismus“, „Das kalifornische Erdbeben und der Untergang von San Francisco“, „Geheimnisse buddhistischen Klosterlebens in Tibet“, „Ein Museum für Meereskunde“, „Der Kampf gegen die Schlafkrankheit in den afrikanischen Kolonien“, „Aus dem Gebiete der Statistik“, „Die Eisenbahnen der Erde“ eingehend be-handelt. Das schöne, äußerst preiswürdige Buch sei für Haus und Familie bestens empfohlen.

Deutsches Kolonial-Handbuch. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Professor Dr. Rudolf F i t z n e r. Ergänzungsband 1906. Berlin. Hermann Paetel. (VI, 268 S.) 3 Mark.

Das zu einem unentbehrlichen Repertorium für alle kolonialen Interessenten ge-wordene Handbuch Professor Fitzners bringt in dem Ergänzungsband 1906 wieder die neuesten Daten über Bevölkerung, Handels- und Postverkehr, Eisenbahnen, Kolonisations-Gesellschaften, Etat und Personalien sämtlicher deutschen Kolonien: Togo, Kamerun, Süd-westafrika, Ostafrika, Neu-Guinea, Samoa und Kantshou. Voran geht eine Übersicht der Kolonialbehörden in Deutschland, den Schluß bilden die kolonialen Gesellschaften und Vereine und die Missionsgesellschaften.

Am Bord der „Gansa“. Erzählung von Gustav Adolf Erdmann. Leipzig. G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung. (128 S.) 1 Mark, gebdn. 2 Mark.

Der Marineschriftsteller Erdmann schildert die äußerst gefährvolle, schließlich aber durch die Tüchtigkeit der Schiffsmannschaft ohne die gefürchtete Katastrophe endende Fahrt eines großen transatlantischen Passagierdampfers der deutschen Marine in ungemein fesselnder Weise. Die spannende Erzählung, in deren Rahmen das Bordleben der Mannschaft und der Passagiere vorgeführt wird, ist gut erfunden. So unterhält und belehrt das Buch zugleich.

Alfred Kirchhoff. Ein Lebensbild von Willi Me. Mit einem Bildnis. Halle a. S. 1907. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. (30 S.) 50 Pfennige.

Die Rede, welche Professor W. Me bei der Gedächtnisfeier des Vereines für Erd-kunde zu Halle am 24. Februar 1907 für den am 8. Februar leider dahingeshiedenen un-vergesslichen Alfred Kirchhoff gehalten hat, ist in Druck erschienen. Der warme Nachruf enthält eine treffliche Charakteristik des geistvollen originellen Mannes.

Eingegangene Bücher, Karten etc.

Die Stellung Armeniens im Gebirgsbau von Vorderasien unter besonderer Berücksichtigung der türkischen Teile. Von Dr. Gustav W. v. Zahm. Mit 4 Karten im Text und 2 Steindrucktafeln. (Veröffentlichungen des Institutes für Meereskunde und des Geographischen Institutes an der Universität Berlin. Herausgegeben von deren Direktor Ferdinand Freiherr v. Richthofen. Heft 10, Juli 1906.) Berlin. Königl. Hofbuchhandlung Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 4 Mark, gebd. 5 Mark 75 Pfennige.

Gramatik de Universal pro Italiani, Spanioli, Franzesi, Anglesi, Germani komposet per Dr. H. Molenaar, Munik. Leipzig. Julius Püttmann. 80 Pfennig = 1 K.

Die Neger-Seele und die Deutschen in Afrika. Ein Kampf gegen Missionen, Sittlichkeits-Fanatismus und Bürokratie vom Standpunkte moderner Psychologie. Von Dr. Karl Detke, früher Leiter des Gesundheitsdienstes beim Bahnbau Dareesalam - Morogoro (Ostafrika). München 1907. J. Lehmanns Verlag.

Landeskunde des Reichslandes Elsaß-Lothringen. Von Prof. Dr. E. Rudolph in Straßburg i. E. Dritte, verbesserte Auflage. Mit einem Bilderanhang. Breslau 1907. Ferdinand Hirt, Königl. Universitäts- und Verlagsbuchhandlung. Kart. 70 Pfennig.

Raum und Zeit in Geographie und Geologie. Naturphilosophische Betrachtungen von Dr. Friedrich Nagel, weiland Professor der Geographie zu Leipzig. Herausgegeben von Dr. Paul Barth, a. o. Professor an der Universität zu Leipzig. (Natur- und kulturphilosophische Bibliothek. Band V.) Leipzig 1907. Verlag von Johann Ambrosius Barth. 3 Mark 60 Pfennige, gebd. 4 Mark 40 Pfennige.

Le Maroc. Son état économique et commercial. (Mission du Ministère du commerce.) Par Albert Salmon. Docteur en droit, Avocat à la Cour d'appel de Paris et Edmond Charville, Docteur ès sciences juridiques, Docteur ès sciences économiques et politiques. Paris et Nancy 1906. Berger-Levrault et Cie., éditeurs. 3 Francs 50 Cent.

Afrikanischer Vorbeer. Kolonialroman von Alfred Funke. Berlin. „Vita“, deutsches Verlagshaus. 4 Mark, gebd. 5 Mark.

Umbrien. Das Land — sein Werden — seine Kunst. Ein Wanderbuch. Von Paul Stefan und Ernst Diez. Wien und Leipzig 1907. Verlegt vom Wiener Dürerhaus Hugo Deller & Cie.

Meine Expressfahrt nach Ägypten. Von Max Ehrhardt, Baumeister. Mit 35 Illustrationen. Leipzig 1907. Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H. 1 Mark 50 Pfennige.

Reiseführer auf den neuen österreichischen Alpenbahnen. Tauernbahn; Schwarzach-St. Veit—Badgastein. Verfaßt von Alfred v. Radio-Radiis. Unter Benutzung amtlicher Quellen. Mit 20 Abbildungen und 1 Karte. Wien 1906. Druck und Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1 K.

Die Montreux—Oberland-Bahn durch das Simmental. Beschreibung der von dieser elektrischen Bahn durchzogenen waadtländischen, freiburgischen und bernischen Gebiete vom Genfersee bis zum Thunersee. Nach dem Französischen des Alfred Cérésolle von H. Hartmann. Photographische Aufnahmen von Frédéric Boissonnas. Zürich. Verlag: Artistisches Institut Vrell Füssli. 1 Franc 50 Cent.

Geographisch-statistisches Welt-Lexikon. Ein Nachschlagebuch über die Länder, Staaten, Kolonien, Gebirge, Flüsse, Seen, Inseln, Städte, Marktstellen, Badeorte, Post- und Telegraphenämter, Häfen, Eisenbahnstationen etc. der Erde. Bearbeitet von Gottlieb Weberst. Wien und Leipzig. A. Hartleben's Verlag. Vollständig in 20 Lieferungen. 15 Mark = 18 K., gebd. 17 Mark 50 Pfennige = 21 K. Bisher Lieferungen 1 bis 6 à 75 Pfennige = 90 ¼ erschienen.

Schluß der Redaktion: 22. Mai 1907.

Herausgeber: H. Hartleben's Verlag in Wien.